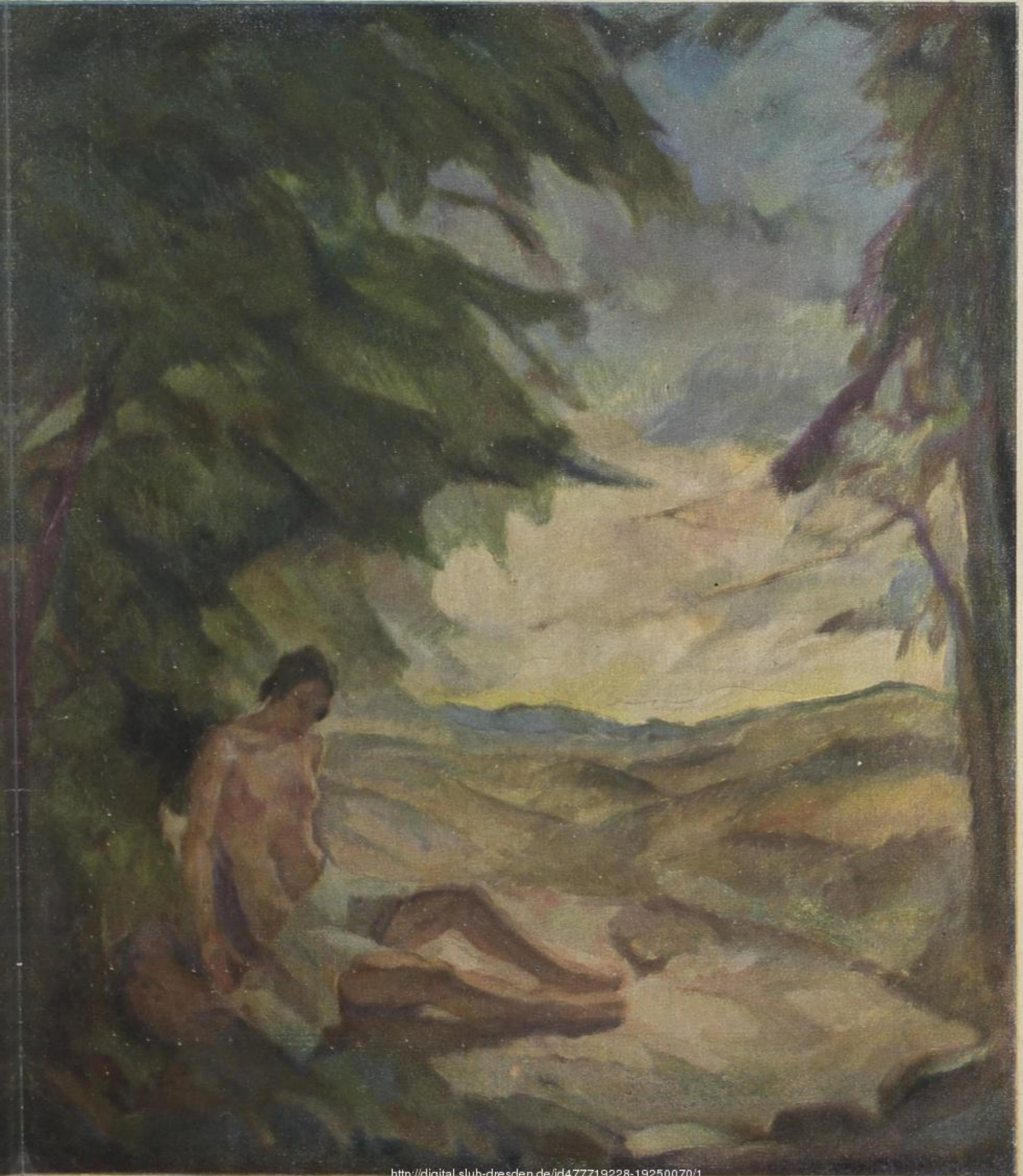


ROLAND

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ BLEI



Etwas für Sie!



ALLRADIO TELEGRAPHON

GESELLSCHAFT FÜR FUNK- UND
FERNMELDEAPPARATE M. B. H.

BERLIN SO 16
KÖPENICKER STR.

55



*Der
Detektor-Empfänger*

Allrator

mit

*1 Lampen-
Verstärker*

Vorführungen und Verkauf

1. Geschäft: Berlin SO 16, Köpenicker Straße 55, Fernsprecher: Amt Moritzplatz Nr. 2294 u. 3564
2. .. Berlin W, Marmorhaus, Kurfürstendamm 236, Fernsprecher: Amt Bismarck Nr. 5799
3. .. Berlin S 59, Hasenheide 5-6, Fernsprecher: Amt Moritzplatz Nr. 14877
4. .. Motor- und Radiosport, Berlin W 15, Konstanzer Straße 1, am Olivaer Platz
Fernsprecher: Amt Oliva Nr. 1834
5. Allradio Verkaufsstelle: Berlin SW 61, Belle-Alliance-Straße 106, am Halleschen Tor, Fernsprecher:
Amt Nollendorf Nr. 1510-1514

Außerdem in den durch Plakataushang kenntlich gemachten Allradio-Verkaufsstellen
und fast allen Spezialgeschäften der Hauptstadt

ROLAND

Nr. 7

Berlin, den 11. Februar 1925

23. Jahrg.

Bezugspreis vierteljährlich M. 7.50 / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

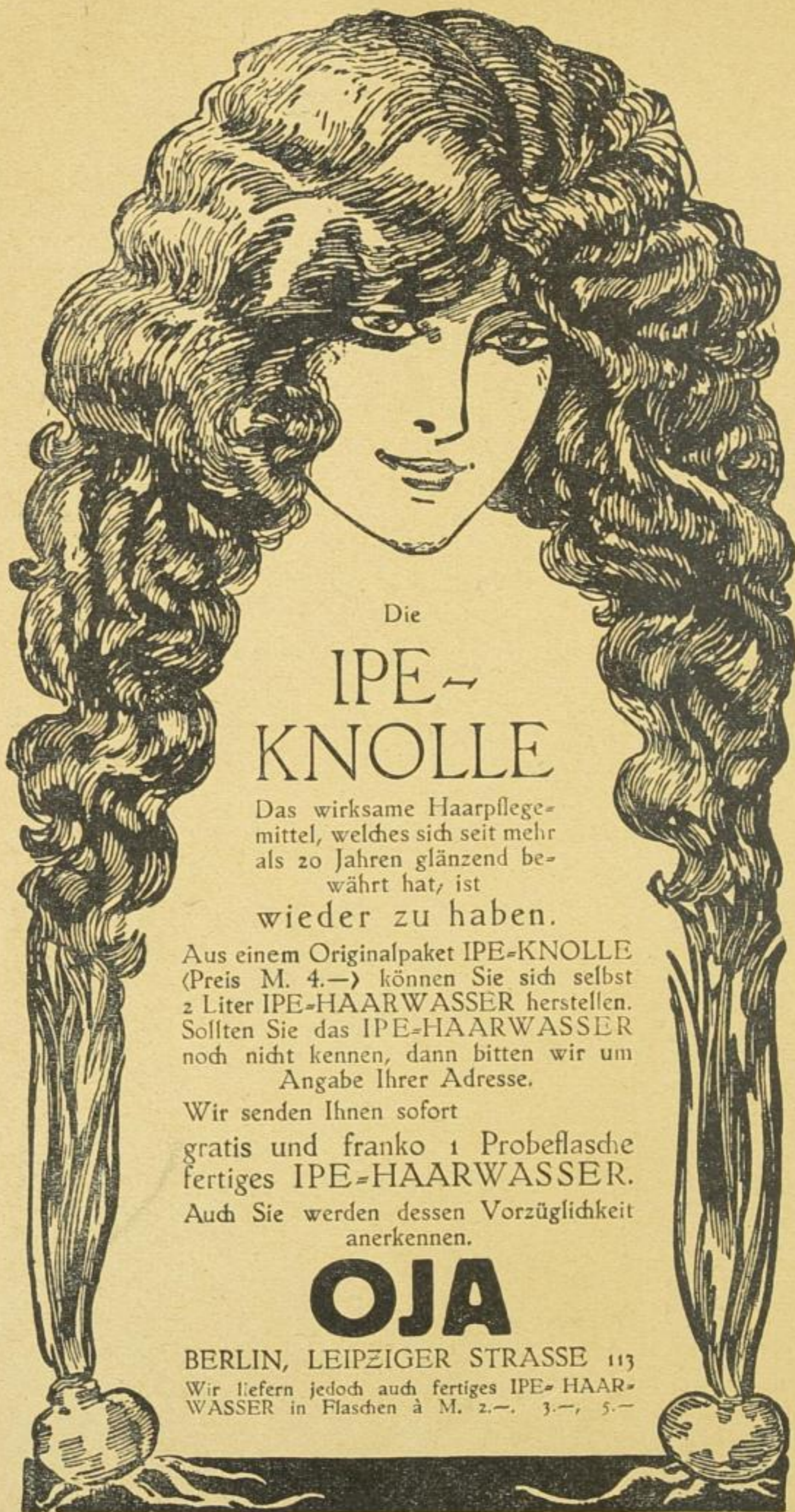
INHALT

F. B.: Herriot / Kuno: Bauhausende / F. B.: Der sterbende Schwan
F. B.: Kino / B. Wolff: Modisches / L. E.: Bei der Heilsarmee
A. L.: Karneval / H. Lippert: Politik auf der Straße / B. Wolff:
Exzentriks / H. Mansfield: Das Geschenk des Teufels (deutsch von
E. Paterna) / Alius: Die Ahnungslosen / P. Gütersloh: Ästhetischer
Salon / La Mare: Für eine Schale Reis (deutsch von M. Kamp) / Suttner:
Modenotizen / Wichtigkeiten und Nichtigkeiten / Nest mit jungen
Witzen / Von neuen Büchern / Alius: Burgstraße / Alius: Brief-
kasten / Radiguet: Den Teufel im Leib (Roman)

Egon Braun
Kuslese

*Ein alter Wein ist imzibarin:
ohne Torquinfert, fort Egon Braun!*

Der deutsche Weinbrand



Die
**IPE-
KNOLLE**

Das wirksame Haarpflegemittel, welches sich seit mehr als 20 Jahren glänzend bewährt hat, ist wieder zu haben.

Aus einem Originalpaket IPE-KNOLLE (Preis M. 4.—) können Sie sich selbst 2 Liter IPE-HAARWASSER herstellen. Sollten Sie das IPE-HAARWASSER noch nicht kennen, dann bitten wir um Angabe Ihrer Adresse.

Wir senden Ihnen sofort gratis und franko 1 Probeflasche fertiges IPE-HAARWASSER. Auch Sie werden dessen Vorzüglichkeit anerkennen.

OJA

BERLIN, LEIPZIGER STRASSE 113

Wir liefern jedoch auch fertiges IPE-HAARWASSER in Flaschen à M. 2.—, 3.—, 5.—

ROLAND

Nr. 7

BERLIN, 11. FEBRUAR 1925

23. JAHRG.

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ BLEI

Aufnahme: Karl Schenker



Frau Friedel von Ernst

DIE SIEBEN NEUIGKEITEN



Je häufiger außerhalb Deutschlands und je gewichtiger die Stimmen werden, welche die behauptete Kriegsschuld Deutschlands historisch lächerlich und als politisches Agitationsmittel wirkungslos finden, um so heftiger wird sie ab und zu von der französischen Regierung verkündet. Einige Punkte von Versailles, die darauf aufgebaut und daher etwas wacklig sind — schon die Times finden den Vertrag wenig glücklich —, verlangen diese stereotypen Wiederholungen, auf die man in Deutschland besser gar nicht mehr erwiderte. Von einer Revision Versailles kann ja für die nächsten zehn Jahre nicht die Rede sein. Jeder Versuch brächte ein noch größeres Chaos als das vorhandene. M. Herriot ist viel intelligenter, als er zuweilen in der Kammer reden muß. Und sicher so intelligent, um zu wissen, daß keine noch so weise Versammlung zwischen 1918 und sagen wir 1940 imstande ist, Ursachen, Gründe, Anlässe, Schuld und Nichtschuld an dem Kriege klar festzustellen. Und was in Versailles so tagte, war, alles in allem, weit von der Weisheit, aber tief drin im Gegenteil. M. Herriot hat, es ist noch nicht so lange her, Sonnette gedichtet. Er wird die Sensibilität noch nicht verloren haben. Sie schlägt sich nur nicht mehr in Gedichten nieder, sondern in Kammerreden. Die Handelsvertragsverhandlungen stocken, und man ist nervös in den Kreisen des französischen Exportes. Nervös über Köln, dessen Besetzung man noch immer nicht recht dokumentarisch begründen kann. Nervös über die U. S., die ihr ausgeliehenes Geld zurückverlangen. Ein Pariser Premier hat es nicht leichter als ein deutscher. Aber man hat hier schon genügend oft offiziell gegen die Schuld protestiert. Weniger oft, einmal bloß,

wäre besser gewesen. Bei jeder neuerlichen Pariser Schulderklärung wieder protestieren, macht die Geste — und mehr kann's ja nicht sein, wie die Dinge liegen — nicht wirkungsvoller, sondern automatisch. Einmal wird der demagogische Streit aller um den, der angefangen hat, keine politische Wirkung mehr haben, und das Feld für die Historiker ist dann frei. Nicht nur besiegten, sondern auch sieghaften Generalen ist das Soldatenspielen bis weit in den Frieden hinein Bedürfnis. Zumal in Frankreich, wo man sie als nicht militaristische Nation so wenig beachtet, daß sie in Zivil gehen. An der Ruhr und am Rhein ist aber schon von Preußen her so gut vorgearbeitet, daß es für die französischen und belgischen Militärs ein Vergnügen ist, das sie nicht gern aufgeben. Und die Pariser Regierung läßt sie auch ihrerseits die Säbel lieber auf deutschem Boden wetzen als auf französischem. Hält ein chauvinistischer General in der Pariser Kammer eine Rede, empfängt ihn die Linke mit dem Zuruf: „General Bumbum“, der eine Offenbachsche Armee führte. Dem Ball Schuld, den man sich von Regierung zu Regierung zuwirft, wie auch immer die Teams wechseln, wird ja bald die Luft ausgehen.



Das Weimarer Bauhaus teilt der Öffentlichkeit mit, daß es von der thüringischen Regierung zu Tode geärgert worden ist. Das wird das Herz manchen Weimaraners erfreut haben. Es war auch wirklich zuviel verlangt von den Bewohnern des „deutschen Bethlehem“: wie sollten diese guten Menschen, denen vor dem Abc beigebracht worden ist, daß alles Heil in der klassischen Tradition liege (was für das Heil des Weimarer Fremdenverkehrs durch-

aus zutrifft), in ihrer Mitte eine Gruppe dulden, deren Weisheit ihren Ursprung darin nimmt, diese Tradition zu zerstören.

Den Schaden haben wir Dritte, die auf diese Weise darum betrogen werden, wie die Sache weiter gegangen wäre. Diese Bauhausleute waren so vollkommen zu den Uranfängen des künstlerischen Schaffens zurückgekehrt, daß sie ungefähr beim Urschleim angelangt waren: bis zum A-sagen sind sie nie gediehen, geschweige denn bis zum B. Ihre Häuserbauer gingen vor das Haus zurück: im Anfang war die Schachtel. Stühle entstanden, die dir das Stuhlsein ängstlich vorbuchstabierten: S—t—u—h—l, aber dazu, mit einem Wort „Stuhl“ zu sagen, langte es nicht. Aber man kann einen ersten Band Bauhauspublikation mit Urschlamm füllen, einen zweiten bereits nicht mehr. Noch ein oder zwei Jahre, und dann wäre eine Entscheidung nötig gewesen, eine Kristallisation hätte erfolgen müssen. Irgendwann einmal muß auch das größte Wunderkind zu sprechen beginnen, oder es entscheidet sich dafür, im Paradies des Idiotseins zu verharren. Um diese Entscheidung sind wir betrogen worden. Das Bauhaus erwirbt die unverdiente Gloriole des vorzeitigen Todes, und wie alle zu früh verstorbenen Kinder, wird es bedacht mit dem Adjektiv „hoffnungsvoll“.



Er hat betörend schöne Weisen gesungen, denen man lauschte. Wie trunkene Sterne, die im Stürzen tönnten, waren diese Poeme der Lasker-Schüler. Wie sehrende Düfte, die sich zu Worten verdichteten. Und nun singt dieser schwarze Schwan sein letztes Lied, und es ist nicht das höchste, sondern ein bitterer Schrei. Nicht der Sterbende, der sich auflöst, stößt ihn aus. Sondern dem Verhungerten wird er aus der umklammerten Kehle gepreßt. „Ich räume auf“, so heißt das, was diese Dich-



Else Lasker-Schüler

terin als letztes ihrem Volke zu sagen hat, eine Anklage, immer wieder weggedrängt ins Gütige von dem herzlichen Herzen dieser Frau, die lieber verzaubernd, als anklagend die Hände heben möchte, wie sie es alle die Zeit getan, und der nun der Dank wird, ohne Dach und Brot verlöschen zu müssen. Die Verleger der zehn Bände der Lasker-Schüler bekommen volle Wahrheit von ihr zu hören. Aber sind das denn ausnahmshafte Bösewichter? Sie sind ja nur an ihrer Stelle Exponent dieses heutigen deutschen Volkes, dem sein Dichter nichts gilt. Sagte es nicht schon Goethe, daß es ein Martyrium sei, als deutscher Dichter geboren zu sein? Man blättere in der Hauspostille des deutschen Philisters, in den Bänden der „Fliegenden Blätter“: in ungezählten Varianten belustigt sich der deutsche Spießler über Narretei und Hunger des Dichters. In einer seiner grausamen Geschichten erzählt Villiers de l'Isle Adam von dem Perversen, das ist dem Bürger, der sich auf seinem Teich

Schwäne hält aus Neugierde nach ihrem letzten Gesang, vor dem Sterben. Und da er es nicht erwarten kann, wadet er des nachts ins seichte Wasser, überfällt von hinten den Schwan und erdrosselt ihn.



Die Kinoreklame macht vor ihren Theatern mit nicht immer ganz gutem Geschmack in Plastik nach, was es drinnen auf der Leinwand zu sehen gibt. Soweit fürs Auge. Spielt der Film in Italien, wirft die Reklame Duftwellen von Orangenblüten auf die Straße. Soweit für die Nase. Und das Ohr der Passanten? Noch bleibt es unbeschäftigt. Ein Orchester? Ein besserer Vorschlag. Man bringe vorn am Theater einen riesigen Schallverstärker an, der das Lachen des Publikums, das drin ist, wiedergibt, daß es nur so über den Kurfürstendamm dröhnt. Wir verschenken diesen Vorschlag. Verlangen nichts dafür als daß man für die Übersetzungen von Titeln, Schriften, Briefen und was sonst schriftliches im Film vorkommt niemanden mehr anstellt, der sich nicht ausweisen kann darüber, daß er vier Klassen der Elementarschule mit nicht zu schlechtem Erfolg absolviert hat. Und daß der Junge, der ein heiteres amerikanisches Filmstück mit „Bei mir Niagara“ betitelt hat, verpflichtet wird, sich künftig nur in Esperanto auszudrücken.



Die Mode ist ganz von dem Menschen abgekommen. Sie ist in sich so erfinderrisch geworden, daß der Anlaß schon ins Vergessen geraten ist. Kaum erinnern noch Gesichter an den Menschen. Und der Körper, von dieser Vernachlässigung animiert,

benimmt sich schlecht. Dicke Beine, dicke Arme, schlechte Busen, krumme Rücken. Die Mode ignoriert das souverän; sie hat eine immer nachströmende Fülle in der Auswahl des Materials, daß sie alles wagt und vor keiner Herausforderung zurückschreckt. Man gehe in Konzerte, ins Theater, zu den Tees in den ersten Hotels: das Kleid führt seinen Träger vor. Man taxiert den Preis, versucht das Atelier zu erraten, bewundert den Schnitt. Erst die Robe macht den Gestus offiziell. Die Frau unterwirft sich in ihren Bewegungen je nach ihrer Fähigkeit der Anpassung, der modischen Note ihrer Toilette. Sie ist von der Mode so abhängig geworden, wie der Tänzer von der Musik, wie der Abenteurer von der Situation. Die Mondäne ist ein Mythos. Niemals hat ein Weib eine Ausschweifung erfunden.

Getrieben von der Manie, das triviale moderne Leben, bei einer Verschwendung an Material, nach antikem Schnitt umzugewandeln, gerät die Mode unablässig in etwas, das wie eine Karikatur in der Umkehrung aussieht. Das Parasitische der Beigaben, der modischen Episode, verhindert die eigentliche Idee des Körpers. Die Erfindung des Materials geht durch das Tempo der Maschine, und der Schneider arbeitet zur Masse hin, die Abnehmer ist. Die Variation ist so gering, daß der nächste Abend schon ein neues Kleid braucht. Nacktkultur?! Eher Einfuhr, um schon im Merkantilen zu bleiben, von schönen Körpern.

In der Kalkulation der Bilanzen zerflattert das Liebesereignis, kein Traum hält es an, es fällt zu Boden, um gleich mit dem zu laufen, was sich hier findet. Die Erziehung der Generation beginnt vor der Geburt.

Wenn ihr Schneider braucht, die an den Lebenden arbeiten, müßt ihr auch einen erfinden, der an den Toten arbeitet.

Der amerikanische Schriftsteller Bret Hart erzählt, daß bei ihnen ein „Künstler“ sich eines großen Ruhmes erfreute, der es verstand, ohne Zauberei an Toten zu arbeiten. Er verlieh den Gesichtern der Ent-

schlafenen einen „tröstenden Ausdruck“, der von einem mehr oder weniger glücklichen Zustand der entflohenen Seele zeugte.

Kein Erbe versäumte diesen „Haarkünstler“ arkadisch zu konsultieren, sein Geschäft ging glänzend, jeder bestellte und befahl ihm: dies Gesicht des Entschlafenen muß den oder den Ausdruck haben. Jeder konnte nach seiner Fassung selig werden.



Ich wollte einen Freund, der es nötig hatte, auf den Weg der Besserung führen und brachte ihn, es war nicht leicht, in eine Versammlung der Heilsarmee. Die Aufforderung des Majors an die Anwesenden, so sie noch nicht gerettet, zu bekennen, rührte ihn gar nicht. Aber da erhob sich ein auffallend hübsches Mädchen und rief, unter den sichtlichen Wirkungen einer nervösen Krise, in die Versammlung hinein: „Ich war die Letzte der Letzten und habe bereut und gestern abend schlief ich den Armen des Herrn!“ Steht da nicht mein Freund auf und fragt: „Und heute, mein Fräulein, was machen Sie heute abend?“



Der Becher der Freude schäumt nicht so toll und der Trunk deutschen Schaumweins ist nicht so erquickend, daß er nicht einen kleinen Wermuthtropfen der Betrachtung vertrüge. Zu den Festen des Karnevals gehört ja mehr als Mut, nämlich Übermut. Wer bringt ihn auf, wo es schon kaum noch Mut gibt, den man als Flucht nach vorne denunziert hat? Worte laufen herum und tragen auf ihrem Rücken vergangne Meinung und eine dunkle, vieldeutige Abkunft: Saturnalien

ist so ein Wort. Dem einen bedeutet es eine zu vor Jahrtausenden geübten Riten vereinte Menge. Dem andern so was wie ein Jahrmarktsfest der Armen. Andern eine Baldevise mit spätrömischem Dekolleté. In Wahrheit meint es aber eine bestimmte Gelegenheit, die Dinge auf den Kopf zu stellen, freies Atmen zu bekommen für eine Weile und Raum ohne Ordnung in einer zehnfach geordneten Welt.

Könnte einer aus der grauen Vergangenheit wiederkommen und diese heutige Welt, in die er hineinfiel, besehen, er würde eine Menge Dinge bemerken, die ihn mit Staunen und Entzücken erfüllten. Ein solcher Revenant würde fortwährend ans Telephon oder an den Radioapparat laufen, dieses amüsante Spielzeug, und sich in den Kinos entzücken, in Aeroplanen, Expresszügen, an schönem Buchdruck, an großen Schiffskanonen und Phonographen: he could n't help it, wie die Engländer sagen. Radio wird ihm wie Zauberei dünken — aber gewisse Dinge, die fehlen, wird er sehr beklagen, und ebenso, daß es mit einem halben Dutzend oder mehr Dingen recht schlecht bestellt ist. Der größere Teil der Menschen frei und doch besitzlos, das wird ihm monströs und gefährlich vorkommen. Die exakte mechanische Genauigkeit, die Uhren und Maschinen gemacht hat, wird ihn beleidigen, wird er als eine Krankheit ansehen, welche der Menschen Nerven auswerkelt. Die neuen Argumente um alte unlösbare Probleme herum werden ihn anöden, und mehr noch die allwöchentlich neuen Entdeckungen von Prinzipien und Gemeinplätzen, so alt wie das Mittelländische Meer. Nichts aber wird ihn mehr erstaunen, bekümmern, erschrecken, als das Fehlen der Saturnalien, ohne welche die Seele des Menschen zugrunde geht.

Wenn auch die Sicherheit auf einer Basis ruht, die wir nicht sehen können, so ist doch sicher: in dem Maß, als die Menschen ihres Denkens und ihres sozialen Schemas sicher sind, in dem Maß müssen sie von Zeit zu Zeit in einer bestimmt fixierten Weise sich und die Dinge auf

den Kopf stellen, zu ihrem Vergnügen und in irgendeinem Ritus, dessen Regeln verkehrt sind. So haben sie es immer in gesunden Staatswesen gehalten. Denn es ist ein intensives Bedürfnis danach.

Ganz ist dieses Bedürfnis noch nicht geschwunden, nur sein korporativer Charakter ist zerbrochen — er ist nur mehr sporadisch in Individuen vorhanden. Das Bedürfnis macht sich Luft in der Ironie, in der Karikatur. Und korporative Reste sind vielleicht im Karneval katholischer, das heißt antik gedüngter Kulturen. Oder im süddeutschen Bauernbrauch, daß an einem Tag des Jahres der Bauer den Knecht bedienen muß.

Aber es gab Zeiten, da war die Beziehung zwischen Sklave und Herr so selbstverständlich und notwendig erschienen, wie uns etwa Zeitungslesen und Eisenbahnfahren. Und damals wurde diese selbstverständliche und notwendige Routine in der Tag- und Nachtgleiche gebrochen: der Herr war Sklave für einen Tag, der Sklave Herr. Zu Zeiten, da der kirchliche Ritus eine solche Selbstverständlichkeit war, wie uns heute die Begrüßung Bekannter, da war eine Zeit zwischen Weihnacht und Epiphania, wo das tote Gewicht der Ordnung gehoben wurde, ein

Bub sich als Bischof maskierte und ein Affe die Messe sang. Der Rest davon: der Karneval. Ihn um seinen Sinn zu bringen, welcher Entlastung, Übermut, Sich-auf-den-Kopf-Stellen ist, bemüht sich gern die Polizei, und alle jene, die ihrer Würde und ihres Amtes nicht sicher genug sind. Deshalb haben wir keine festlichen Saturnalien mehr, nur Tanzgelegenheiten, weil keiner seine Würde zu riskieren sich traut. Jeder ist nur mehr Repräsentant und als er selber gar nicht mehr vorhanden. Die öde Langeweile der großen Bälle mit ihren ordenbedeckten Herren zeigt das deutlicher als die kleinen Lustbarkeiten eines sich vergnügenden jungen, noch „würdelosen“ Kreises. Und um es doch auch auf den großen Bällen zu wagen, hat man die Maskierung erfunden; aber sie ist nicht beliebt in ehrsamem Kreise, welche hier die durchaus langweiligen sind.

Ohne die Saturnalien ist das Leben wie ohne Luft. Aber wo man das ganze Jahr ohne Mut lebt, wo soll einem dann der eine Tag für den Übermut herkommen? Und alles Bedürfnis nach Saturnalien wächst und schwärt bei dem einzelnen, besonders in den protestantischen Ländern, nach innen, wird Orgie, Narrheit, Manie, Kokain, Verbrechen.

D A S G E S I C H T D E R S T R A S S E (II)



Kino-Reklame-Männer in den Berliner Straßen
(Photo: Atlantic)

POLITIK AUF DER STRASSE

„Sie tun so viel Böses, als sie es wagen, und so viel Gutes, als sie müssen.“ Dieser einsichtsvolle, von dem Gelehrten Bertrand Russell über die Massen gesagte Satz, man kann ihn auch auf die Exponenten der Massen, auf jene Parteien in Deutschland anwenden, die darauf aus sind, Weimar zu beseitigen, weil sie Versailles nicht gelten lassen wollen, zwei Fakten der jüngsten Geschichte, die in einen kausalen Zusammenhang zu bringen sie belieben. Zur Regierung im Reiche gelangt, werden sie in der Auslands politik der Macht gegenüber „gut“ müssen. Behaupten sie es in der Opposition anders, so ist das billiger Wählerfang. Der diktierenden Macht ist so gut wie nichts entgegenzustellen, außer Rechtlichkeit und Klugheit, falls man sie besitzt. Versucht man's anders, wird sie einem gegen gehöriges Lerngeld beigebracht werden. In kürzester Zeit. Aber man wird es sicher nicht darauf ankommen lassen. Denn, und dies ist das Wichtige, es gäbe in der Inlandspolitik so viel Böses zu wagen und zu gewinnen, daß man nicht Zeit verlieren wird, sich mit London und Paris vergeblich herumzuschlagen. Mit den Sozialdemokraten, die in Lokalen Resolutionen fassen, um sich nachher mit den Kommunisten zu prügeln — wobei die Polizei gern untätig zuschaut —, mit ihnen würde man ja fertig werden wie seit zwanzig Jahren. Und beim Rest der Verfassungsparteien kann man, so denkt man in den Rechtsparteien, auf einen ziem-

lichen Prozentsatz Umfall rechnen, wenn's darauf ankommt.

Die von den Rechtsparteien mit Unterstützung der kommunistischen Katastrophiker erzwungene Abdankung eines verfassungsgerichteten preußischen Ministeriums zeigt deutlicher als die neue Reichsregierung, daß man und was man im Innern Deutschlands will und wo man in den Rechtsparteien den Gegner sieht. Über ihre Auslandspolitik brauchen die neuen Herren nicht die Versicherung abgeben, daß sie die Wege der früheren Regierung gehen werden, denn hier ist der Weg vorge schrieben und abgesteckt. Nur die Phantasten der äußersten Linken und Rechten behaupten, ihren eignen bes sern Weg zu haben, den nach Moskau und den nach Doorn. Die einen kämen westlich nicht bis Potsdam, die andern östlich nicht bis Frankfurt, und selbst bis dahin nur in den Siebenmeilenstiefeln ihrer aufgeregten Phantasie. Nach Doorn: weder die Deutschnationalen noch die Volksparteiler denken solches Ideal. Sie haben weit praktischere, un mittelbarere, weniger komplizierte Ziele. Denn auch für den monarchi schen Traum muß das Bett erst in Ver waltung und Polizei gemacht werden. Diesen Apparat in ihre Hände zu be kommen, ist ihr Regierungsprogramm. Das weitere würde sich dann schon fin den. Diese Herren wissen es ja, da sie es höchst profitlich zum Teil miterlebt haben, sehr genau, daß die Gründer skandale im siegreichen Deutschland von 1873 ein Ausmaß hatten, gegen

das jenes der Barmat usw. pygmäisch ist. Und daß der große Krach der Pommerschen und Preußischen Hypothekenbank, der Trebergesellschaft usw., der so viele Geheime Räte ins Gefängnis und Tausende von Familien um ihre Ersparnisse brachte, sich unter der Monarchie begeben hat. Aber sie wissen auch, daß der Zeitungsleser von heute, zumal in der Provinz, wo sie die alleinigen Zeitungsbesitzer fast sind, gar nicht mehr liest, also über Gelesenes gar nicht nachdenkt, sondern daß er nur dem optischen Eindruck einer großfett gedruckten Überschrift erliegt. Es ist ja so gleichgültig geworden, was ein Redakteur im Borgis seines Artikels noch daherredet! Das sagt der Zeitungsbesitzer weit besser, wirkungsvoller, sicherer in der einen Zeile der Überschrift. Die Wirkung dieser Kriegserrungenschaft, die doppelfette Zeile der Zeitungen, ist voller Wunder auf ein erschöpft taumelndes kritikloses und politisch naives Volk wie das deutsche. — Was soll geschehen?

Als im November den Sozialdemokraten die Macht in den Schoß fiel, drückte sie die gänzlich Unvorbereiteten nieder, so schwer war sie. Das freisinnige Bürgertum schien betäubt und war mit Umlernen beschäftigt. Spartakus machte Spektakel. Noske wurde zum General. Die heute auf der Rechten das große Wort haben, danken es ihm, daß sie noch das Maul dazu haben. Sie waren versteckt oder geflohen. Es wäre nicht nötig gewesen, daß sie sich das heute vorwerfen lassen müssen. Herr Ludendorff hätte nicht nach Schweden gebraucht. Was tat man? Weimar. Ohne sich der Macht zu

sichern, Weimar auch zu behaupten. Den Achtsturentag, liebstes Wiegenkind von alters her. Es bekam inzwischen die Pocken. Das Betriebsrätegesetz, das Ansatz zu einem syndikalistischen Aufbau der Wirtschaft hätte werden können — was blieb davon? Eine Farce. Kurz vor den letzten Reichstagswahlen: Gründung des republikanischen Reichsbundes ohne nennenswerte Mittel, ohne Presse, kurzatmig wie eine Wahlgründung.

Vor der Aktivität der Rechten überfiel die linken Parteien eine Lähmung. Sie müßten einen guten Kurort aufsuchen, der sich in keinem Regierungsgebäude befindet. Frische Luft täte ihnen Not. Freie Bewegung. Vielleicht stärken sie sich im Gehen. Sicher nicht im Sitzenbleiben, so bequem es mancher auch findet. Sie sollen also gehen. Es wird früher nicht besser, bevor sich nicht die rechte Opposition in die Regierung begeben hat. Sie ganz ausfüllend, ohne „Verbindungsoffiziere“ und wie sonst diese Verschämtheiten einer linken Beteiligung genannt werden. Man soll es riskieren, die rechten Herren bis zum Blutspucken regieren zu lassen. Drei Monate lang. Es wird eine widerliche Zeit sein. Aber keine verlorene. Man muß das Gewitter aushalten. Dann wird man die Fenster öffnen. Was dann noch „rechts“ will, wird ein Grüppchen sein, keine Partei mehr. Es ist genug damit, sich von den Phrasen, Verleumdungen, Narrheiten und Spitzbübereien das Leben vereckeln zu lassen. Sie sollen also handeln, wie sie es für richtig halten. Darüber kommt das Mundwerk zum Stillstand, der größte Gewinn. Nach



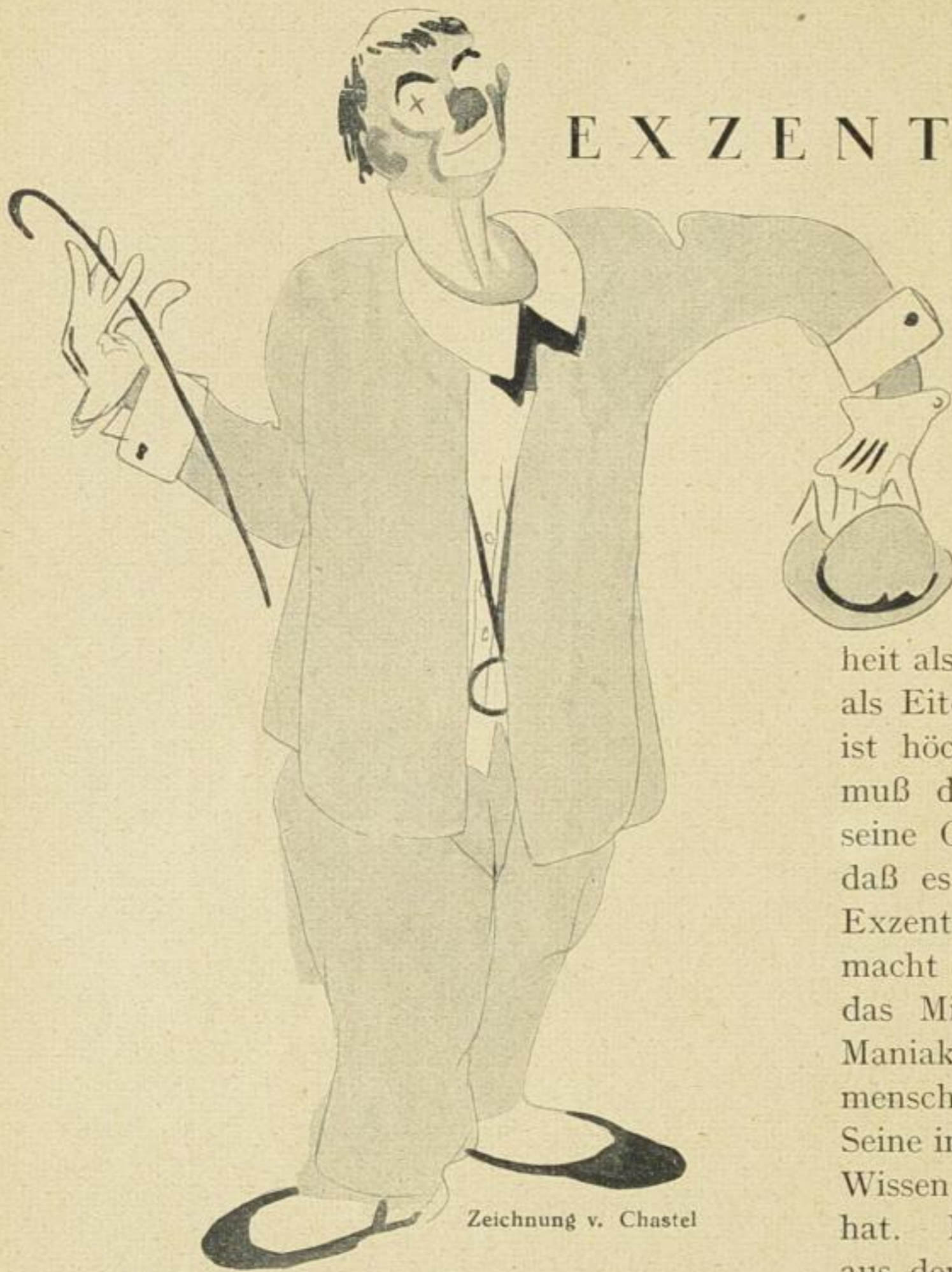
Carola Toelle in Lew Urwanzows „Tierchen“ (Theater in der Königgrätzer Straße)

drei Monaten wird man an den Fingern der Hände jene zählen können, die bis heute das oppositionelle Wort hatten. Drei Monate — das in dieser Zeit von

den neuen Regierern angerichtete Malheur wird zu reparieren sein, wenn die deutschen Republikaner das sind, wassie zu sein behaupten: Republikaner.

H. Lippert

EXZENTRIKS



Zeichnung v. Chastel

Die Schönheit ist banal, das Häßliche ist es nicht. Wo immer die Schönheit die Einsamkeit verläßt, gibt sie das Köstliche ihres Geheimnisses preis, um es einzutauschen gegen das Bewundern einer müßigen Menge. Auf der Bühne repräsentiert die Schönheit bestenfalls ein Ideal. Auf der Bühne als Einzelleistung verfällt sie unweigerlich dem Banalen. Sie kann nicht nur stillstehen und sich bewundern lassen, sie muß irgendwie agieren und versuchen, es sich hier auf der Szene bequem zu machen. Diese Bemühungen wirken lächerlich. Das Schweigen ist

noch das beste Teil, mit dem sie das Geheimnisvolle schützt. Von mehr als vier Seiten kann sich die Schönheit nicht bewundern lassen; versucht sie dies als Leistung zu wiederholen, was nie als Leistung zu interpretieren ist, so trifft sie die Übersättigung des Beschauers als Verwünschung: Die Schön-

heit als Schaustellung interpretiert sich als Eitelkeit. Das Häßliche hingegen ist höchst aktiv; es muß verführen, muß den Defekt steigern, variieren, seine Grenzen soweit hinausschieben, daß es das Tragische berührt. Der Exzentrik bejaht das Häßliche, er macht es produktiv. Er verschmäht das Mittel der Rührung, er ist ein Maniak, der den satanischen und menschlichen Grund des Lachens fühlt. Seine instinktive List operiert mit dem Wissen, das den Menschen fanatisiert hat. Man denke sich die Menschen aus der Schöpfung gestrichen, und es wird ihr nichts Komisches mehr verbleiben. Die Tiere glauben sich den Pflanzen nicht überlegen und die Pflanzen nicht dem Mineral. In der Tier-schöpfung selbst: gibt es Tiere, die schielen!? Der Weise lacht nur mit Zittern.

In einem variablen Sinn sind alle berühmten Exzentriks häßlich. Vallen-tin, Grock, Chaplin, Baggesen, Tich, Joe Jackson, die Fratellini. Ihre Häßlichkeit ist habituell, ein volumi-nöses Requisit. Die Fabel ihrer Szene ist meistens höchst simpel, einfältig, kindisch; denn sie geben Menschen als

Typen, als Schicksal, das sich schon vollendet hat. Sie überraschen das Leben mit ihrer eigenen Reife und sind erstaunt, wenn diese Reife ein Weiterkommen hindert. Aber sie müssen weiterkommen, sich durchsetzen, um jeden Preis. Das Hindernis ist gerade ein Ansporn, es wird nicht umgangen, mag es sich auch mit der Schnelligkeit eines Pilzes verbreiten. Im äußersten Fall ist Vernichtung des Hindernisses auch Überwindung desselben. Ein melancholisches Triumphgefühl flüstert ihnen zu, daß sie recht hatten — der Exzentrik staunt darüber und kann es nicht glauben. Aber es muß wohl so sein.

Karl Vallentin, ein entsetzlich dürrer Mensch, mit langen Armen und Händen und mit überdünnen langen Beinen, hat in diese Proportionen einen demütigen Menschen verschleppt. Er spielt alle Instrumente, aber nicht daraus entwickelt er wie Grock, der dies auch kann, seine Komik. Diese Fertigkeit ist nur vager Hintergrund für ihn. In der Figur eines subalternen Musikanten einer kleinen Vorstadt-kapelle, überfällt er, stark monologisch veranlagt, die Sprache aus

dem Hinterhalt ihres metaphysischen Wertes. Vom Dialekt, vom Slang kommend, ertappt er die Sprache bei einer Wendung zu einem bildhaften Sinn, mit dem sie an der Wirklichkeit des Begriffes vorbeischieben will.

Den Kapellmeister plagt ein schlechter Hemdknopf. Vallentin weist bis zum Überdruß auf diese Störung hin. Der Kapellmeister: „Ja, soll ich mich deswegen aufhängen?!“ Darauf Vallentin leise: „Warum nicht?“

Photo: Atlantic



Lisl Karlstadt und Karl Vallentin



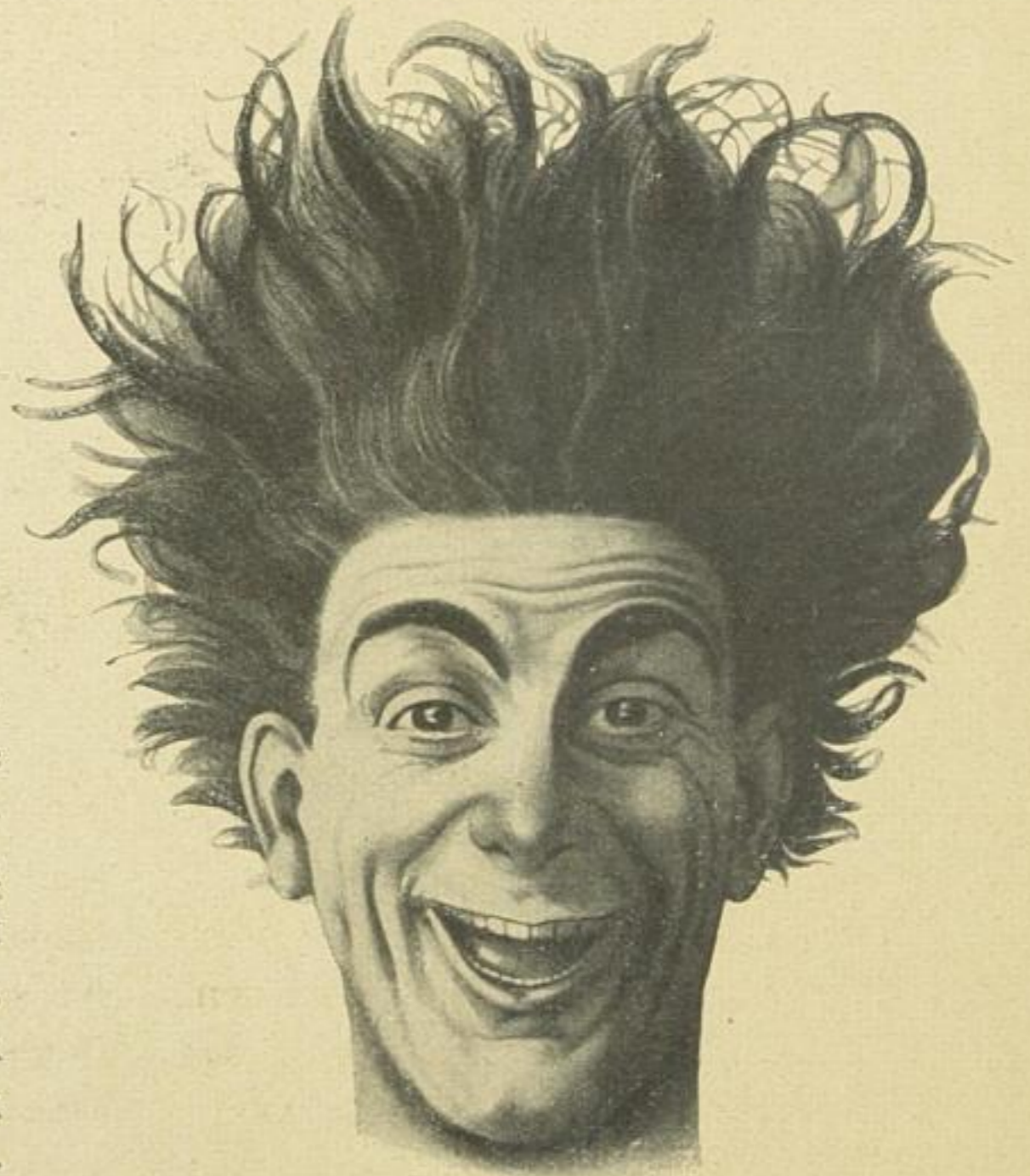
Grock

Ernst eines vortragenden Musikers heben kann.

Der erste Exzentrik des Films: Charlie Chaplin. Die Figur, die er gibt, ist karikaturistisch festgelegt. Er trägt Kleider, die an dem schwächtigen Körper nicht festsitzen, Kleider der Armut, des Vagabunden. Auch sein Wunsch ist, die Welt nach dem Bild seiner kleinen Veränderlichkeit in verwegene Änderungen zu

Doch auch als echter Exzentrik vom Handwerk wirkt Vallentin mit der Logik des Absurden im Grotesk-komischen. Wenn er nach Beendigung der vorgetragenen Musikpiece, diesmal als Hornist, alle Noten einzeln nachbläst, die ihm während des Spiels entwischt sind. Sein Gewissen hätte es nicht ertragen, aus seinem ihm zugedachten Pensum Einheiten zu unterschlagen. Das war wichtiger als das schöne Spiel. Vallentin hat heute in München ein eigenes Theater, wo er vor dem einfachen, ungenierten Volk spielt, in vielen Rollen, die noch lange nicht seine vielen Einfälle erschöpfen.

Grock tritt im traditionellen Kostüm eines Clown auf, mit dessen Maske. Seine Meisterschaft in der Beherrschung der Instrumente ignoriert oft ihr absurdes Aussehen. Er persifliert das Seriöse des vortragenden Musikers, er betont das Virtuose der Leistung, weil es von da im Gestus nur ein Schritt zum Jongleur ist. Hier muß er sich oft wie unvermittelt austoben, damit er sich erst dann wieder zum lächerlichen



Frank Pichel

stürzen. Stets ist er im Kampf mit der Tücke des Objekts, mit brutalen Menschen, die diesen Kampf überwunden haben. Er stolpert, macht alles falsch, er ist im Wege, und doch hat er immer Glück, weil er nie den Mut verliert. Der Exzentrik ist der ununterbrochene Beweis dafür, daß der Schutzengel nicht nur eine Annahme, sondern im Gegenteil eine Tatsache ist. Chaplin ist vor allem Artist und später erst Schauspieler, dann, wenn es sich zeigt, daß die Zügellosigkeit der Ereignisse ihm nichts anhaben kann. Er ist gefeiert.

Ein außerordentliches Andenken bewahrt das Gedächtnis dem Bicycledieb Joe Jackson. Er steht auf gleicher Stufe mit Baggesen oder Little Tich. Jackson ist ein bewundernswerter, minutiöser Beobachter. Auf der Szene erscheint er mit einem komischen schwarzen Bart über einen Mund gestülpt, der das Schweigen des Rausches mit plastischen Lippen schlucken will, ohne daran zu ersticken. So offenbar sein Betrunkensein ist, versucht er doch, diese gemeine Angelegenheit in Noblessen auszubalancieren. Wenn der Schlaf sich in seinen Blick einnisten will, läßt er ihn nur bis zu einem Schlummern gedeihen, dessen Grade er aus einem tückischen Winkel



Ritter und Knappe

des Wachseins reguliert. Dieses bricht plötzlich mit einem geraden Blick auf ein altes Bicycle aus ihm heraus, und er versucht nun die Aktivität eines Diebes. Gleich greift er nach dem Fahrrad, aber einmal in seiner Hand, ist dieser Gegenstand wie aus seiner Schemenhaftigkeit aufgeschreckt. Ein wahrer Paroxysmus an Unglücksfällen überschüttet Jackson, und wie das Fliegenpapier Baggesens drängt sich jeden Augenblick eine eigensinnige Manschette vor, um zu stören, die Aufmerksamkeit abzulenken. So kurz die

Szene auch erscheint, so ist sie bei aller Behendigkeit doch bis in die Einzelheiten ausgeführt. Keine Ironie fehlt, auch in der derbsten Komik.

Das gesproch'ne Wort verrät den Schauspieler jeden Augenblick, denn er muß mehr scheinen, als er ist. Der

Exzentrik, der vom soliden Handwerk kommt, in dem er Meisterschaft erlangte, baut erst auf diesem Fundamente das Schauspielerische auf und ist so seiner Leistung sicher. Er ist, obwohl er nach wenig aussieht, viel mehr, als er darstellt. B. Wolff

Die Abbildungen zu vorstehendem Aufsatz verdanken wir der Freundlichkeit der Internationalen Künstler-Agentur Spadoni

Preß-Photo-News



„Der Mond“ in Mary Wigmans Tanzmärchen



DAS GESCHENK DES TEUFELS

„Einmal“, erzählte der Matrose, „kamen Satan und Beelzebub nach Cardiff. Bei Toni Adam, Ecke Sonntagsgasse nahmen sie Quartier. Solange sie dort waren, gingen sie immer zum Rumkeller, setzten sich an einen Tisch, schmauchten ihre Pfeife und würfelten um die Seelen so verschiedener Leute. Nun müßt ihr wissen, daß Satan die Landratten, Beelzebub aber die Wasserratten zukommen. Weil's ihnen aber langweilig wird, immer das gleiche zu kriegen, spielen sie gegeneinander um einen Vertreter der andern Sorte.

Eines Tages saßen sie irgendwo in der Marienstraße, tranken Branntwein

und spielten Rot und Schwarz um die Seelen der Vorübergehenden. Beim Kartenmischen guckten sie auf die Straße hinaus und sahen, wie alle Leute auf dem Bürgersteig sich pufften, um zum Rinnstein zu gelangen. Alle Ladeninhaber stürzten hinaus und guckten sich die Augen aus dem Kopf, alle Wagen blieben stehen, und die Schutzleute salutierten.

„Da kommt ein großer Herr“, sprach Beelzebub. „Ja“, sagte Satan, „das ist der Bischof, der beim Bürgermeister zu Besuch ist.“ „Rot oder schwarz?“ fragte Beelzebub und nahm eine Karte auf. „Ich spiele nicht um Bischöfe“, sagte Satan, „mich stört der Ornat.“

„Los, Mensch! Ich gäbe einen Admiral für einen Bischof. Also, mach' das Spiel. Rot oder schwarz?“ „Meinetwegen rot!“ „Treff-Aß, ich hab' gewonnen!“ sagte Beelzebub, „das ist der erste Bischof in meinem ganzen Leben.“ Satan war mächtig wütend, daß er einen Bischof verloren hatte. „Ich spiel' nicht mehr mit,“ sagte er; „ich geh' nach Hause. Gewisse Leute kriegen zu gute Karten für mich. Ich glaube, es wurde diesmal höchst sonderbar gemischt.“

„Ach, bleib doch da und zieh kein Gesicht, Mann“, sagte Beelzebub. „Schau, was da die Straße herunterkommt. Das will ich dir ganz umsonst geben.“

Da kam ein Seekadett die Straße herab — so ein Lehrling, wißt ihr. So ganz voll Messing; man hätte auf ihm Musik machen können. Sechs Fuß hoch bis zum Scheitel und Messingknöpfe an der Jacke, an den Ärmeln und am Kragen. Ein großes goldnes Schild an seiner Mütze mit einer siebenfarbigen Flagge in der Mitte und ein goldnes Kettenkabel als Sturmband darum. Die Mütze saß ihm keck im Nacken. Er ging auf beiden Bürgersteigen und auf dem Fahrweg zu gleicher Zeit. Wie Windmühlenflügel waren ihm die Hosen an den Knöcheln zugeschnitten. Ein ganzer Faden roter Seidenbinde wallte über seine Brust. Beim Gehen spuckte er den Kautabak weit über die Schulter zurück. Eine Flasche Rum in einer Hand und in der andern eine Tüte Fruchttörtchen. Die Taschen voll bis oben hin von Liebesbriefen aus jedem

Hafen zwischen Rio und Callao, wenn man nach Osten rundum fährt.

„Und das willst du mir wirklich geben?“ meinte Satan. „Ja,“ sprach Beelzebub, „und das ist eine Schönheit ersten Ranges. Ich habe nie was Besseres gesehn.“ „Eine Schönheit ist er, das ist wahr“, sprach Satan. „Ich nehme zurück, was ich vorhin vom Mischen sagte. Es tut mir leid, daß ich so garstig war. Wie wär's mit etwas Branntwein, Bruder?“ „Das ist recht“, sprach Beelzebub. Sie klingelten nach frischen Gläsern und nach einer neuen Flasche.

Der Teufel war so stolz auf das Geschenk des Beelzebub, daß er sich gar nicht davon trennen konnte. Er trieb sich stets am roten Glockenturm beim Dock herum und schaute nach dem Fahrzeug hin, auf dem der junge Mann beschäftigt war. Bill Harker war sein Name. Auf dem „Coronel“ stand er, der Kohlen lud für Hilo. Schließlich, als das Schiff auslief, ging Satan auch an Bord als einer aus der Mannschaft, und so segelten sie den Kanal hinunter. Zuerst war er sehr glücklich, weil Bill Harker zu derselben Mannschaft gehörte, und die beiden spannen miteinander Garn. Er war nicht dumm, als er an Bord kam, doch Bill Harker lehrte ihn noch viel. Eine Menge Dinge gab es, die Bill Harker wußte. Dann aber fingen sie sich fest in einen Pampassturm. Es wehte fürchterlich, und dicke, grüne Wogen kamen. Der „Coronel“ war kein ganz dichtes Schiff. Drei Tage lang konnte man vom Achterdeck aus nichts weiter sehen als qualmende Gischt vom äußersten Rand bis zum Staksegelmast. Die Mann-

schaft hockte auf dem Achterdeck. Das Vorderdeck stand unter Wasser. Während sie da saßen, riß sich der schwankende Mast ganz los. ‚Gleich wird der Mast über Bord sein‘, sagte der Maat. ‚Ran einer von euch, festmachen, bevor er weggerissen wird!‘ Doch jede Minute tauchte der Mastbaum ganz unter Wasser, das Mitteldeck war vier Fuß tief, und grüne Wogen überspülten es der ganzen Länge nach. Da wollte keiner vor. Dann schlenkerte Bill Harker heran, ging vorwärts, ließ die grüne See zusammenschlagen über sich, legte sich den Mast entlang und band das Segel fest. Es hat nicht viel gefehlt, daß er ertrank. ‚Das ist ein tapfrer Junge, dieser Bill‘, sprach Satan. ‚Ach geh los, erwiderten ihm die Matrosen, ‚so Kadetten haben ja auch keine Seele um die sie Angst zu haben brauchen.‘ Darüber wurde Satan sehr nachdenklich.

Allmählich kamen sie bis ans Kap Horn. Nun ging's erst los. Man hat gut von Wind und Wetter reden. Die auf dem ‚Coronel‘, die lernten, was das heißen kann. Alle Segel wurden weggeblasen; die Maste rollten in das Wasser, die Reling schlug die See in Stücke, und das Eis trieb große Löcher in den Bug. Wachmannschaft auf Wachmannschaft trat an die Pumpe, doch das Leck ward immer größer; und dann lagen sie still unter einer Wetterwand, fünf und einhalb Grad südlicher als irgendwas. Und als sie alle Hoffnung schon verloren gaben, schickte der Alte die Wache hinab und hieß die Leute mit dem Beten anzufangen. Satan kroch aufs Halbdeck hinauf und lugte durch die Luke, um

zu sehen, was die Kadetten machten, und welche Sorte von Gebet Bill Harker sprach. Er sah sie alle um den Tisch unter der Lampe sitzen, Bill Harker obenan. Jeder hielt ein Kartenspiel in einer Hand und in der anderen ein Ende festgeflochtenes Kabelgarn; und sie spielten ein Spiel, dabei mußte jeder eine Karte niederlegen und einen neuen Fluch dabei aussprechen; wenn der nicht sofort zusammen mit der Karte kam, dann schlugen ihn die andern alle mit dem Strick. Doch Bill Harker kamen sie nicht ein einzigesmal bei. ‚Ich glaub‘, sie hatten recht, was seine Seele angeht‘, dachte Satan. Er seufzte, denn er war betrübt.

Kurz drauf versank der ‚Coronel‘, und alle Leute kamen um, nur der Satan und Bill Harker nicht. Sie stiegen aus den grünen Wogen wieder hoch, sahen die Sterne am Himmel blinken und hörten den Wind, der wie ein Rudel Hunde heulte. Sie kletterten auf das Hühnerhaus des ‚Coronel‘, das losgegangen war und oben trieb. Das Geflügel drin war all ertrunken, und davon lebten sie. Was Getränk angeht, so mußten sie sich ohne das behelfen, denn es war nichts da. Wenn sie durstig waren, spritzten sie sich Meerwasser ins Gesicht. Doch sie froren so, daß sie den Durst nicht sehr empfanden. Drei Tage und drei Nächte trieben sie umher, bis ihre Haut ganz rissig und mit Salz verkrustet war. Satan dachte an nichts weiter, als ob Bill Harker eine Seele hätte. Und Bill erzählte ihm nur unaufhörlich, wie gewaltig gut sie essen wollten, sobald sie einen Hafen fänden, und was ein

Grog für eine feine Sache sei, mit Zucker und Zitronenschale drin.

Schließlich stieß das alte Hühnerhaus am Strand von Terra del Ferego auf. Dort saßen ein paar Eingeborene und brieten sich Kaninchen. Da machten Satan und Bill Harker die ganze Angelegenheit zu ihrer Beute und aßen, bis sie nicht mehr konnten. Dann tranken sie aus einem Bach, erwärmten sich am Feuer und schliefen wundervoll. ‚Jetzt‘, sagte Satan, ‚will ich sehen, ob er eine Seele hat. Ich will sehen, ob er sich bei Gott bedankt.‘ Ein, zwei Stunden lang lief Bill umher, dann kam er wieder zu Satan zu-

rück. ‚Es ist mächtig öde an der weltverlassenen Küste‘, meinte er. ‚Hast du einen Sechser?‘ ‚Nein,‘ sagte Satan, ‚was willst du denn in aller Welt mit einem Sechser?‘ ‚Wir hätten ‚Kopf und Wappen‘ spielen können‘, sagte Bill. ‚Auf dem Hühnerstall war’s lustiger als hier.‘ ‚Dich geb ich auf,‘ sprach Satan da, ‚in dir ist nicht mehr Seele als in einem leeren Faß.‘ Und damit verschwand er in einer großen stinkigen Schwefelflamme.

Bill reckte sich und legte einen neuen Strauch ins Feuer; hob ein paar Muscheln auf und begann ein Knöchelspiel damit. H. Mansfield



DIE AHNUNGSLOSEN

Wenn man ein Freund von Sensationen und von Übertreibungen wäre, so könnte man von einem „Panama“ reden. Aber, wie gesagt, nur dann, wenn man durchaus übertreiben wollte. Denn die „Enthüllungen“ über die Angelegenheit der Herren Barmat und ihrer Protektoren sind einstweilen gar nicht so fürchterlich.

Zum Beispiel mit dem Kredit des Berliner Polizeipräsidenten Richter, bei dem es sich um ganze 5000 Mark gehandelt hat. Einer der Herren Inquisitoren stellte an den Polizeipräsidenten die Frage, welche „Sicherheiten“ er für den erhaltenen Kredit gegeben habe. Kann man sich etwas Naiveres vorstellen? Ein persönlicher guter Bekannter des großen Konzernherrschers Julius Barmat, des Besitzers einer sehr stattlichen Anzahl von Goldmillionen, des Gebieters über Dutzende von Industriegesellschaften und etliche Banken, pumpt sich ganze 5000 Mark, und da fragt man ihn danach, welche „Sicherheiten“ er dem millionenschweren Freunde gegeben habe.

Die ganze Affäre ist so furchtbar klein- und spießbürgerlich und hat so gar nichts, aber auch gar nichts von „Panama“ an sich. Ein Berliner Polizeipräsident alten Schlages war ein „großer Mann“, beinahe ein Minister, und hätte ganz bestimmt nicht mit Herrn Barmat, dem man den Mann aus dem Osten sehr deutlich anmerkte, und zwar den kleinen Mann aus dem Osten, freundschaftlich verkehrt; hätte zum Beispiel auch nicht, wie Herr Richter es getan hat, zwei Tage vor der Ver-

haftung der Familie Barmat am Weihnachtstage in einer der bekanntesten Weinstuben Berlins in aller Öffentlichkeit mit ihm gefrühstückt. Aber Herr Richter war, bevor er Berliner Polizeipräsident wurde, ein bescheidener Handwerker, und für ihn war Herr Barmat ein „Großkaufmann“ erster Gilde.

Nicht nur für Herrn Richter. Auch für die verschiedenen anderen Herren in amtlichen oder Abgeordnetenstellungen, ob sie nun Bauer oder Heilmann oder sonstwie hießen. Dieser Julius Barmat, der gerade erst die Dreißig überschritten hatte, war für sie ein zweiter Morgan. In Wirklichkeit freilich nur einer jener Glücksritter der Konjunktur, die von der Welle der Inflation in die Höhe getragen worden waren, ohne aber wirklich große oder ernsthafte kaufmännische Kenntnisse zu besitzen, und so kam es auch, daß diese Leute, sobald sie es zu einigen Millionen baren Geldes gebracht hatten, manchmal sehr schwer hereinfließen, wenn sie mit diesem Gelde industrielle oder Bankunternehmungen kaufen wollten. Denn diese zu beurteilen, fehlte es ihnen an jeder Möglichkeit, weil ihnen ja überhaupt alle gründlichen kaufmännischen Kenntnisse fehlten. Eine Konjunktur auszunutzen, das war die Kunst dieser Leute. Gab es im Kriege in Deutschland keine Fettwaren oder Häute, so verstanden sie es, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese begehrten Fettwaren und Häute dennoch auf irgendeine Weise nach Deutschland zu bringen.

Das war ihr Element. Aber wenn sie später die Aktien irgendeiner Eisen- oder Bank- oder Textilgesellschaft kauften, so standen sie den Dingen ziemlich ahnungs- und kritiklos gegenüber.

Ebenso wie ihnen gegenüber die Herren Richter und Heilmann und Bauer, denen gleichfalls jedes Unterscheidungsvermögen fehlte. Denn woher sollten sie auch? Und so kam es zu den verschiedenen Gefälligkeiten, die man sich gegenseitig erwies. Paßerleichterungen, Erleichterungen bei der Beschaffung von Wohnungen, Empfehlungen an Behörden. Alles keine gar so großen Affären, auch keine eigentlichen Rechtsbeugungen oder Gesetzesumgehungen, sondern mehr kleine „Schiebungen“, wie man sie in Zeiten, wo es keine Wohnungen auf reguläre Weise gibt, aber wo eine Auslandsreise nicht so bequem und reibungslos vonstatten ging wie bis zum August 1914, so oft erlebt hat.

Nur daß sonst gewöhnlich nicht gerade die Minister und Parteiführer sich um solche Dinge bemühten und um sie bemüht wurden. Sondern mehr die Subalternen. Auf der andern Seite ist aber auch in keiner Weise von „Bestechungen“ die Rede; und nichts beleuchtet deutlicher die ganze komische Spießbürgerlichkeit mancher Mitglieder des Untersuchungsausschusses als die Aufrollung der Frage, ob sich ein Abgeordneter im Speisewagen ein Mittagessen von Herrn Barmat habe bezahlen lassen. Wenn man unter Bekannten im Restaurant zusammen speist, so bezahlt einmal der und einmal wieder der andere die Zeche; aber diese Dreimark-

Angelegenheit — es war in einem ganz gewöhnlichen Speisewagen — zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen, das mutet wahrhaft schildbürgerlich an.

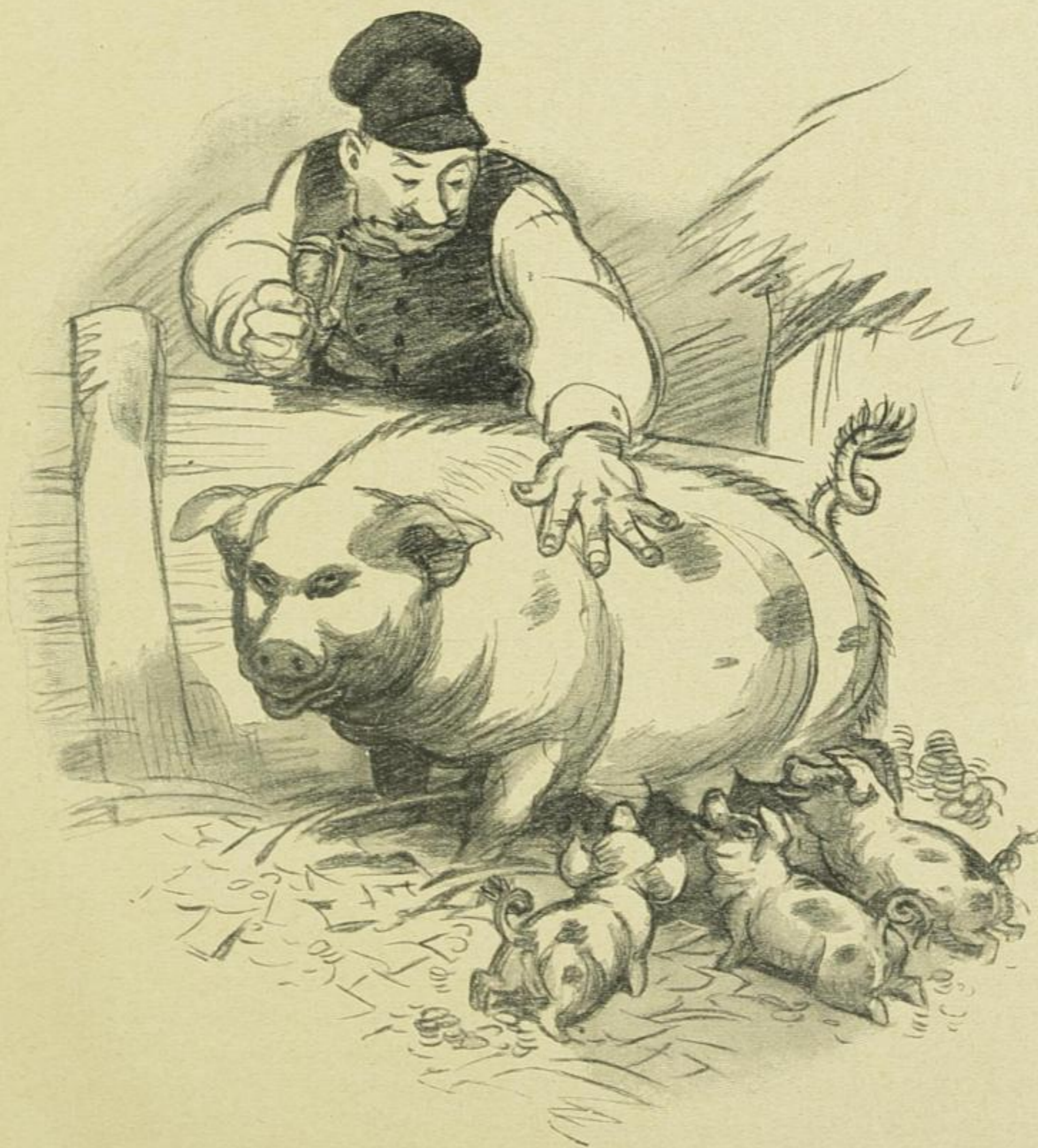
Es steht unzweifelhaft fest, daß Herr Heilmann seinen Freund Barmat auch dem neuen Präsidenten der Seehandlung durch den Finanzminister Dr. von Richter hat empfehlen lassen. Herr Heilmann ist ein ziemlich geschäftiges und geschäftliches Mitglied seiner Partei; aber diese Empfehlung an die Staatsbankleitung ist doch gar nichts so Gravierendes, wenn man nicht etwa der Ansicht ist, Herr Heilmann habe seinen Freund Barmat und dessen Konzern für innerlich faul gehalten. Das war aber keineswegs der Fall; denn woher sollte Herr Heilmann diese Kenntnis haben? War er doch bestimmt genau ebenso ahnungslos wie auch die Herren Richter und Bauer und Krüger. Lauter kleine, ganz kleine Leute, denen der „Großkaufmann“ Barmat, der Mann der Millionen, gewaltig imponierte. Denn mit der wirklichen Großkaufmannschaft, mit den alten, angesehenen Kreisen des Großhandels oder der Industrie, hatten diese wackeren Parteifunktionäre doch niemals im Leben zu tun gehabt. Woraus ihnen natürlich auch nicht der mindeste Vorwurf zu machen ist. Nur wird man sagen dürfen, daß man diese ahnungslosen, in keiner Weise für ein solches Amt vorgebildeten Kleinbürger nicht gerade zu Polizeipräsidenten einer Weltstadt oder gar zu Reichskanzlern hätte machen sollen.

Auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege kam Julius Barmat zur Preu-

BESTIARIUM

(III)

Zeichnung von W. A. Wellner



Der Kanzler-Bauer: „Das aus Holland importierte Barmat hat sich für die Zucht als sehr tüchtig erwiesen.“

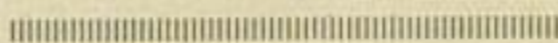
Bischen Staatsbank, und dort erhielt er, wie amtlich ausgesagt worden ist, nach Michael, Kutisker und einem diskreterweise noch nicht genannten — aber doch bekannten — Herrn den größten Kredit, den die Staatsbank in jener Zeit oder vielleicht überhaupt jemals vergeben hat; was sich unbedingt noch keineswegs allein durch die Empfehlung Herrn Heilmanns an den preußischen Finanzminister rechtfertigen oder erklären läßt. Ob die Staatsbank bei dem Geschäft zu Schaden gekommen ist, steht übrigens bisher immer noch nicht fest. Und ebenso steht es noch keineswegs fest, ob die Verhaftung der Brüder Barmat unbedingt notwendig oder nur gerechtfertigt war.

Riskant und ungewöhnlich waren freilich die der Barmat-Gruppe gewährten Kredite auf alle Fälle, und sonderbar ist es auch, daß wieder einmal die Reichspost zu den Hauptkreditgebern gehörte, so daß sie jetzt einen Vertreter in den Aufsichtsrat der Mercurbank entsenden mußte, um dort ihre Gläubigerinteressen zu wahren. Mit der gleichen Ahnungslosigkeit und geschäftlichen Weltfremdheit wie die kleinbürgerlichen sozialistischen Parteigrößen standen nämlich dem „Großkaufmann“ Julius Barmat auch die maßgebenden hohen Beamten bei der Staatsbank und der Reichspost gegenüber, und das ist eigentlich noch viel wunderbarer. Der Staatsbankpräsident hat zwar vor dem Untersuchungsausschuß feierlich erklärt, daß man Per-

sonen, die auf politische oder persönliche Empfehlungen hin zur Seehandlung kämen, ganz besonders kritisch und vorsichtig gegenüberstehe, wenn es sich um Kreditbewilligungen handle. Worauf man sich die Frage vorlegen muß, wie viele Millionen die Herren Barmat und Kutisker wohl bekommen hätten, wenn sie keine Empfehlungen gehabt hätten. Nicht auszudenken, gar nicht auszudenken!

Man sucht alle diese Dinge augenblicklich — wie es bei uns so Mode ist — politisch auszuschlachten. Auf der einen Seite gegen die „sozialdemokratischen Parlamentarier und Freunde des ausländischen Kapitals“, auf der anderen Seite gegen die „konservativen Staatsbankbeamten alten Schlags“. Als ob die ganze Angelegenheit mit der Parteistellung etwas zu tun hätte. Säßen in der Staatsbank nicht so vollkommen ahnungslose Leute, so hätten sie keine derartigen Kredite erteilt, und säßen in der sozialdemokratischen Partei nicht ebenfalls so ahnungslose Herrschaften, so wären sie ihrerseits mit ihren Empfehlungen etwas zurückhaltender gewesen. Ganz ohne Unterschied der Partei.

Es ist darum auch dummes Zeug, von einem „Panama“ und von „Korruption“ und von einem „Rattenkönig“ zu sprechen; aber es ist eine riesengroße Schlamperie, eine einfach hahnebüchene Schlamperie, die sich hier aufgerollt hat und für die alle Beteiligten voll verantwortlich sind. Alius





Heinrich George und Gerda Müller in „Wer weint um Juckenack?“ (Volksbühne)

ÄSTHETISCHER SALON

Diese Herren und Damen, die da um fünf Uhr nachmittags Zeit und Lust hatten, die Erinnerungen an Gelesenes aus Gefühltem in Gedachtes zu eskamotieren, taten dies erst unter dem Zwang der Debatte und unter den schönen, aber grausamen Augen der Hausfrau.

Frau Martial war eine prachtvolle Person von vierzig Jahren, mit etwas

flutendem Umfang des Leibes, den sie in den Ekstasen ihrer Leidenschaften und den Exaltationen ihrer Worte mit Glück widerlegte. Am liebsten in wallende Gewänder gekleidet, liegend oder thronend, wirkte sie auf jeden neu eingeführten Gast wie dazu geboren, nur das Haupt heben zu müssen, die Augen abzuwenden oder halb den Mund zu öffnen, um einen ganzen Kreis irr zu

machen, andersdenkend oder stumm. Sie liebte es, wenn ihre Gäste sich Blößen gaben und damit sich selber Rang und Platz.

Heute sind Gesinnungen an die Stelle der alten Tugenden getreten. Neben lauter Überzeugten aller Extreme erscheint der milde Mann des praktischen simplen Lebens wie ein Dienstbote, weil er auch sein Gewissen befragt, bevor er urteilt. Was wäre daher heute geeigneter, eine weltmännische Bildung, einen parteilosen und mehr epochalen Blick zu erforschen, als ein Gespräch über literarische, über künstlerische Dinge? Liegen sie doch unserm Tage so fern! Aber sie dennoch in den Tag zu reißen, das ist die Aufgabe der radikalen Dummköpfe, die man geistreich nennt.

Es war die undankbare Aufgabe Lokins im Salon der schlaunen Frau Martial, den heiligen Augustinus etwa gegen Herrn Heinrich Mann auszuspielen und damit sich in den Geruch eines orthodoxen Katholiken zu bringen, während er bloß um die Reinheit der Kategorien bemüht war. Der Katholizismus widersprach natürlich seinem etwas freien, ja lockeren Leben sehr. Doch brachte er das Opfer gerne, in den Augen von Freigeistern als einer zu gelten, der einen Glauben und eine Kirche kompromittiere, deren Zukunft und formbildende Kraft ihm mehr am Herzen lagen als ihre Gegenwart samt seinem eignen ärmlichen Seelenheil. Diesem nachzustreben, dazu war er nicht Egoist genug.

Es waren heute sehr viel neue Gäste da, meist linke Radikale der Künste. Der neue Günstling der Hausfrau hatte

sie eingeführt, und so brachte Frau Martial das Gespräch auf den Stil, dessen zwei behauptete Funktionen Form und Inhalt die Scheidung der Böcke von den Schafen bewirken sollten. Was immer der berühmte Herr Lokin sagen würde, das wußte Frau Martial, war des überhitzten Widerspruchs der Ultras sicher und mußte sie in Sackgassen führen.

Herr Lokin sagte: „Die ganz selbstverständliche Einheit von Form und Inhalt bei meisterlichen wie bei dilettantischen Werken dahingestellt, ist der gute Stil des berühmten X, des talentvollen Y zu drei Vierteln nur Eitelkeit der genannten Herrn auf einen Vorzug, worunter sie auch eine Begabung verstehen. Oder Eitelkeit auf einen Fehler, ja sogar auf einen körperlichen Fehler. Der asthmatische P. schreibt die längsten und kunstvollsten Perioden, um eines Atems sich zu versichern, der ihm ab- und ausgeht. Und Herr Thomas Mann, ein Mischblut, wirft sich in französisierenden Sätzen dem großen Preußenkönig an den Hals, da Krieg zwischen Romanisch und Germanisch Farbenbekenntnis verlangt. Und Herr Karl Kraus, der interimistische Präzeptor Germaniae, schreibt im Schulbubensinne ein besseres, fehlerloseres Deutsch, als sämtliche Deutsche, Goethe inbegriffen, je geschrieben haben, um gerade den Deutschen ihre feinste und letzte Unterlegenheit zu beweisen. Hier ist schöpferisches Ressentiment tätig gegen das „Wirtsvolk“, ein tiefer Haß, der in der neutralen Sphäre des geschriebenen Wortes dazu verwandt wird, das Gute zu schaffen, während er

das Böse will. Dieses „Gute“ bleibt natürlich akademisches Schema, beweglicher Gipsabguß, der für ein von innenbewegtes Original so lange genommen wird, als sein Schöpfer mit der billigen Aktualität Schritt hält. Lassen Sie Herrn Kraus nur einen Schritt neben die Zeit tun — er tut ihn nicht, keine Angst! —, und Sie sind entzau- bert. Was Sie an diesem Manne faszi- niert, ist die Methode, wie man gegen eine fremde Sprache revoltiert, die einen beherrscht. Wie tut man das? Entweder wie Herr Sternheim, der das Deutsche massakriert, weil er wort- fremd ist, oder eben wie Herr Karl Kraus, der mit Erfolg sich zum pedan- tischen Vormund des Deutschen machen kann, weil er keine Dialekt- schwäche spürt, so gut er auch sie imi- tiert, um dieser Schwäche sich bezich- tigen können in jedem Prozeß gegen seine Glaubhaftigkeit, den dieser Schlaukopf nur zu ahnen vermag. Er wird Ihnen Nestroysche Couplets auf ein Wienerisch nachdichten, das so aussieht, als hätte er es je aus dem Blute gesprochen. Aber Sie werden immer den Jargon heraushören können.“

Die Ultras, an den Wänden des Sa- lons lehnend, lösten ihre Achseln und standen starr. Man hatte die Götter der Achtzehnjährigen angegriffen. Man hatte die Angeln der Pforte des Lite- raturtempels kreischen lassen.

„Sie sprechen von den besten Schrift- stellern unserer Zeit, mein Herr“, wagte der Hitzigste zu sagen, der von Frau Martial bemerkt zu werden wünschte und Lokin, den desillusionierenden Graukopf der selben Generation haßte, der die genannten Schriftsteller ange-



Direktor Carl Meinhardt

hören und deren schlechtes Gewissen Lokin war.

„Ich kann nichts gegen eine gewisse Bildung, die verhindert, daß mir Ihre ‚Besten‘ imponieren. Und damit un- sere Unterhaltung nicht leerlaufe, las- sen Sie mich gleich sagen, daß ich den ‚guten Stil‘, den Sie aus einer falschen Überzeugung oder aus Ihrer Musika- lität so leicht oder so selten einem Schreibenden zuschreiben, nur dort finde, wo Autorität herrscht, nie oder nur in inspirierten Momenten dort, wo bloße Begabung vorliegt. Denken Sie an einen Schriftsteller von zweifelloser Autorität in Dingen eines politisieren- den Lebens, eines Lebens, an dessen anarchischem Ende wir stehen, an Stendhal. Seine Eroberung durch Na- poleon ist unvergänglicher als desselben Napoleons ephemere Eroberungen, die

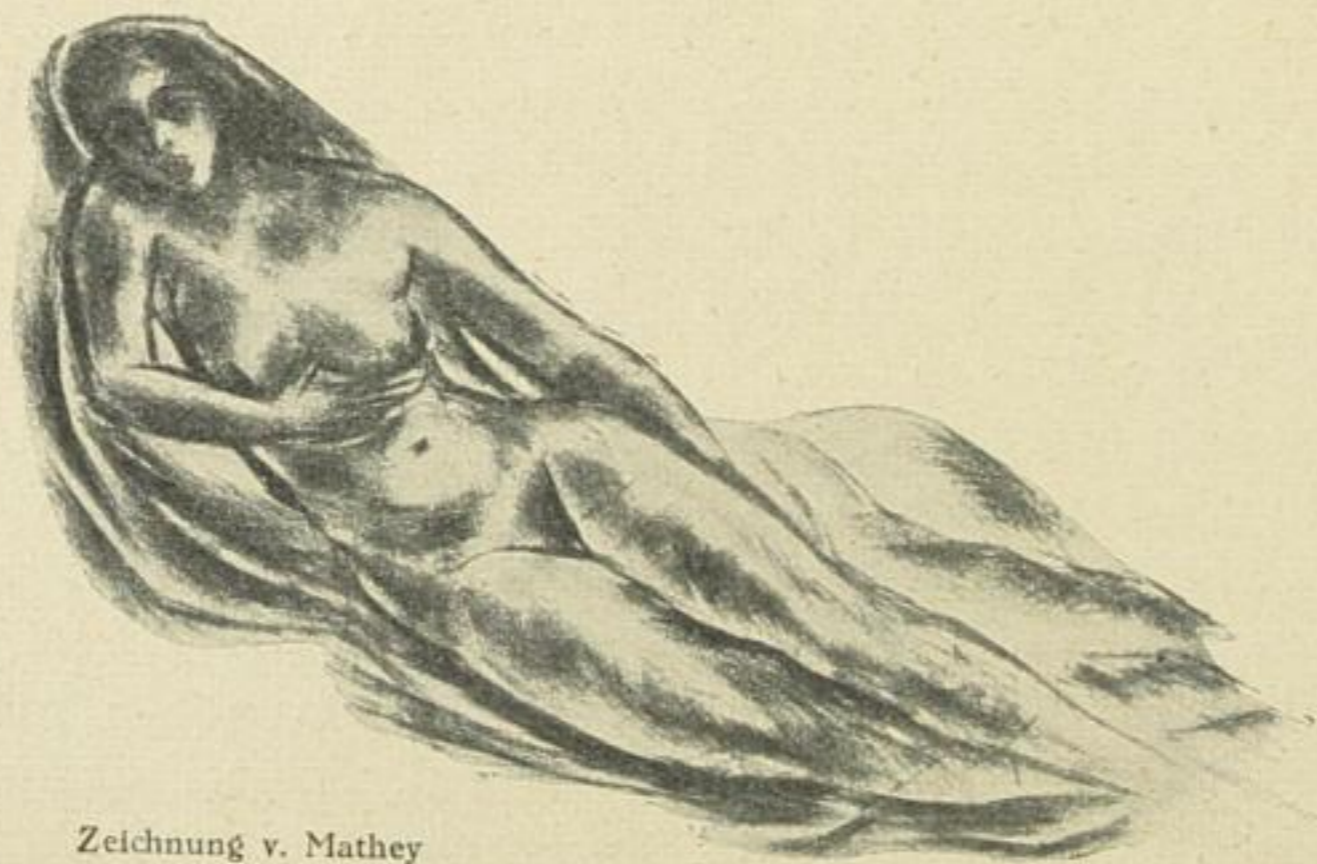
man als die wahre Geschichte lernt. Erinnern Sie sich an seine Lieblingslektüre, bevor er zu schreiben anfing: den Code civil, ein autoritäres Buch. Wenn Sie theosophisch orientiert sind wie so viele Glaubenslose von heute, die doch auch ihre Furcht und ihr Zittern haben wollen, so hören Sie die persönliche Stimme Buddhas aus der meisterhaften Rekonstruktion Neumanns herübertönen. Versuchen Sie zu hören, wie die aller sich erbarmende Güte des vollkommen Erwachten auf schmucklosen einförmigen Stufen bis zu Ihrer eitlen Höhe hinaufsteigt, meine Herren, und erkennen Sie endlich, daß der Wohllaut dieser Sätze einzig aus der von vornherein sichern Zustimmung des Hörers kommt! Die Schönheit eines mathematischen oder göttlichen Gesetzes liegt in seiner zweifellosen Richtigkeit, liegt in unserer Zustimmung zu ihm a priori, die wir im Innersten nicht verweigern können. Dann werden Sie ahnen, welche Bedeutung der Stil und wo er sie hat!

Es ist im Grunde genommen ganz gleichgültig, in welcher kunstvollen Periode Ihr verehrter X. sich ausdrückt, da seine Themen skurril, seine Anschauungen paradox sind und kein Mensch außer Ihnen, meine Herren Ultras, ihm irgendwelche Autorität zubilligen wird.“

„Und Sie selber, Herr Lokin?“ griff ein kühner Junge mit mächtigem Haarschopf ein, „der Sie reden, als ob Sie selber gar nicht unter Ihr eignes Urteil fielen — wer sind Sie, zwischen Autorität und Begabung schwankend und mit der Begabung die Autorität verteidigend?“

„Sie haben mich eben treffend definiert, mein Bester“, erwiderte mit scharmantem Lächeln Herr Lokin und erhob sich, um ein Rendezvous nicht zu versäumen. „Zwischen Autorität und Begabung schwankend, ja, das bin ich: der Kritiker.“

Und seinem Range nach als Erster verließ er den ästhetischen Salon der schönen Frau Martial. P. Gütersloh



Zeichnung v. Mathey

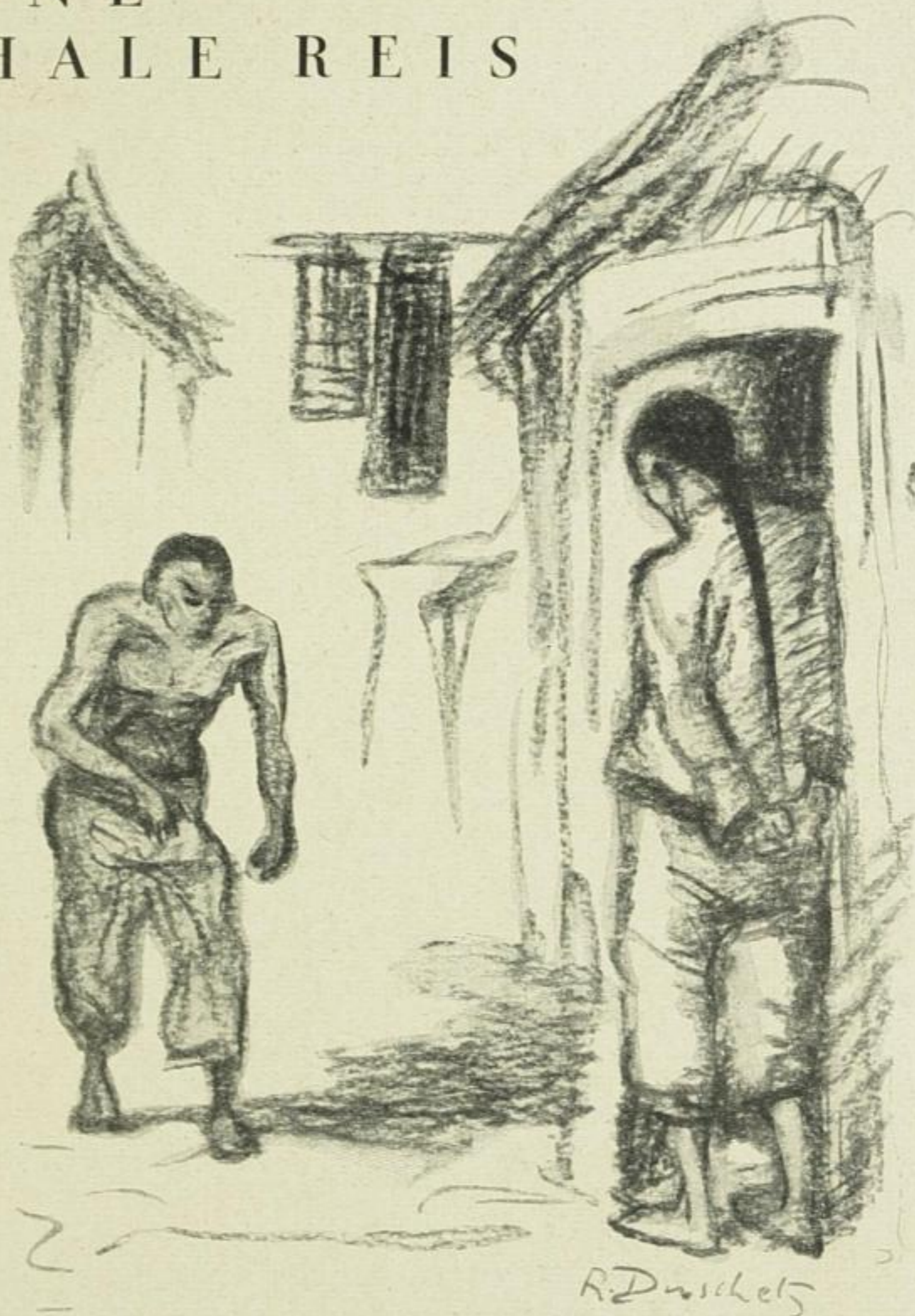
FÜR EINE SCHALE REIS

Bow Sam stand im Türrahmen seines Zuckerrohrstands und beobachtete mit zusammengekniffenen Augen einen alten Mann, der auf seinem Gäßchen unsicher auf ihn zu watschelte.

„Hu la ma!“ rief Bow Sam überrascht auf Kantonesisch, als der alte Mann näher kam. „Hallo! Ich habe dich kaum erkannt, verehrungswürdiger Fang.“ Fang reckte seine gebeugte Schulter und sah auf. Der Glanz seiner Augen stand in einem seltsamen Kontrast zu seinem verwitterten Gesicht. „Hu la ma, Bow Sam“, sagte er mit einer seltsam tiefen und zitternden Stimme.

„Du bist sehr dünn geworden“, bemerkte Bow Sam mit freundlicher Teilnahme.

„Hi lau; das ist wahr. Warum soll man sich denn unnötig mit Fleisch herumschleppen, das man doch nicht als Nahrung verwenden kann?“



Der Zuckerrohrverkäufer beobachtete scharf den andern. Was war es für ein Klatsch, den man sich über den alten berühmten Henker erzählte?

Hieß es nicht, daß der alte Mann immer hungerte? Ja, das war es! Fang, dessen langes Messer und schneller Arm eines der gefürchtetsten Dinge im Chinesenviertel waren — er hungerte.

Zu stolz, um zu betteln, zu ehrlich, um zu stehlen.

„Du hast wohl bereits gut gegessen, ehrwürdiger Fang?“ Diese Frage war in einem respektvollen Ton leicht hingeworfen.

„Ja, ich habe gut gegessen“, erwiderte der alte Henker mit abgewendetem Gesicht.

„Wie traurig für mich! Ich habe meinen Reis noch nicht gegessen, denn wenn man allein essen muß, geht man langsam zu Tisch. Steht es nicht geschrieben, daß eine geteilte Schale Reis noch einmal so gut schmeckt? Möchtest du nicht eine Tasse Tee bei mir trinken, während ich meine Mahlzeit einnehme?“

„Ich fühle mich geehrt, mit dir Tee zu trinken, verehrter Bow Sam“, erwiderte der Henker mit schlecht verdeckter Begierde.

„Dann erweise mir die Ehre, in mein armes Haus einzutreten! Ach, man hat nicht oft das Vergnügen deiner Gesellschaft in diesen Zeiten!“

Bow Sam führte seinen Gast in seine schäbige Hütte, die dem Zuckerrohrverkäufer auch als einzige Wohnung dienen mußte. Er räumte schnell die letzten Reste seiner Reismahlzeit fort, die er vor einigen Minuten zu sich nahm.

„Willst du bitte auf diesem Stuhl Platz nehmen, verehrter Fang“, sagte Bow und schob den einzigen Stuhl, den er besaß, seinem Gaste zu. Er setzte ihn so, daß des Henkers Rücken dem Ofen zugekehrt war.

Ermüdet setzte sich Fang. Bow nahm zwei kleine Tassen, die abgenutzt und häßlich waren und füllte sie mit

heißem Tee. Dann, während der Henker seinen Tee schlürfte, deckte er den Reiskessel ab, in dem noch eine Schale Reis war. Bow Sam hatte sie für seine Abendmahlzeit aufgehoben. Wenn er nicht genügend Zuckerrohr verkauft hatte, konnte er sich keine neue Nahrung beschaffen.

Hinter Fangs Rücken nahm Bow zwei Reisschalen und setzte sie auf den Ofen. Eine Schale füllte er ganz auf für den Henker und in die andere Schale legte er eine umgekehrte Teetasse und bedeckte sie mit seinen letzten Reiskörnern.

„Wollen wir den Göttern der Küche danken, daß wir Nahrung, Zähne und Appetit haben“, sagte Bow Sam und lachte herzlich. Er setzte sich auf eine Zuckerrohrkiste Fang gegenüber. „Gut gesagt“, erwiderte der alte Henker und füllte flink seinen Mund mit nahrhaftem Reis. „Ja, es gibt vieles im Leben, das einem Freude macht.“

Mit seinem Stäbchen nahm er geschickt einige Reiskörner, und war darauf bedacht, die Teetasse nicht zu entblößen. Er war sehr dankbar, daß er einige Zähne und daß er sehr häufig genügend Reis und manchmal sogar Fleisch, etwa einmal im Monat, hatte. Es erfüllte ihn mit Bewunderung, wie der alte stolze Axtmann seinen Gefühlen bei einem leeren Magen Ausdruck gab.

„Welch eine Tugend, mit seinem Los zufrieden zu sein!“ rief er aus und füllte von neuem die Tasse des Henkers. „Und doch ist die Jugend immer unzufrieden und glaubt immer, daß sie zu kurz kommt; wo doch jeder weiß, daß sie viel mehr hat als wir, die wir



zuerst in dieses Land des fremden weißen Teufels gekommen sind.“

„Sie sind jung“, sagte Fang und neigte sein Haupt gemächlich. „Für unser einen sind die Tage vorbei, und die Jahre haben auch nicht gezögert. Wir haben gelernt, hat einer nur eine Schale Reis und einen gebogenen Arm als Kissen, dann kann er zufrieden sein.“

„Wie kannst du so milde von der Jugend reden, die dich um deinen

Lebensunterhalt gebracht hat? Ich kenne den Klatsch. Du, der berühmteste Stecher bist weggeworfen von den jungen Emporkömmlingen wie ein abgenutzter Besen. Sie haben keine Achtung vor dem Alter mehr. Nicht?“ Mit seiner linken Hand machte der alte Henker eine ausdrucksvolle, echt chinesische Bewegung, wie jemand, der schnell einen Fächer öffnet.

„Was nützen die Worte, mein Freund? Sie können an dem Unab-

änderlichen doch nichts ändern. Ein Wort kann den Wind nicht beschwichtigen, eine Rede keinem hungrigen Magen Speise geben!“ „Trotzdem mag ich solche Sachen nicht“, verharrte Sam. „Ich liebe die alte Art. Du warst ein ehrwürdiger und furchtloser Stecher. Wenn man dich beauftragte, jemandes Feind zu töten, gingst du dreist auf dein Opfer los und erklärtest offen dein Vorhaben. Und schnell, bevor noch der Verurteilte seinen Mund öffnen konnte, erstachst du ihn, reinigst deine Klinge und gingst deines Weges weiter. Und die heutigen Messerstecher!“ Bow Sam sprach die Worte wie jemand, der sauren Reis ausspeit. „Sie sind zu feige das Messer zu gebrauchen. Sie verstecken sich auf den Dächern, schießen auf ihre Opfer, werfen ihre Waffe fort und entfliehen wie Diebe. Ach, wie weit wir es heutzutage gebracht haben!“

„Gestern nach dem Mittag-Reis hatte ich ein Gespräch mit Gar Ling, dem Schützen von Sin Wah. Er blieb stehen, um Zuckerrohr bei mir zu kaufen. Ich sagte ihm, ich würde ihm einen Auftrag geben, wenn ich Geld hätte. Da ist nämlich einer von dem jüngeren Geschlecht, der pockennarbige Sohn des Quong, der mit Beilstein handelt, und der sehr großes Unrecht mir, meinem ehrwürdigen Namen und meinen ausgezeichneten Vorfahren angetan hat. Wie du wohl weißt, darf man seine eigenen Hände nicht mit Racheblut besudeln. Um so mehr, da ich keine Waffen besitze, nicht einmal ein stumpfes Hackemesser. Noch weniger könnte ich einen Kämpfer für mich dingen.

Das alles habe ich dem Gar Ling erklärt,“ fuhr Bow Sam fort, die letzten Tropfen Tee in Fangs Tasse gießend, „und darauf sagte er mir, er würde meine Sache ordnen, aber es kostet tausend Dollar. Als ich ihm sagte, ich besäße nicht einmal tausend Kupferstücke in bar, wurde er böse und begann mich zu schmähen. Wie er seines Weges ging, spuckte er in meiner Richtung wie ein fremder Teufel und rief mir ein unaussprechliches Schimpfwort nach.“

„Du solltest ihm den Hals abdrehen. Wiederhole mir doch dieses unaussprechliche Wort.“

„Er sagte,“ schrie Bow Sam mit wütend verzerrtem Gesicht, „ich sei der Sohn einer Schildkröte!“

„Eine schwere Beleidigung! Jedermann weiß, daß es kein gemeineres Schimpfwort in unserer Sprache gibt.“

„Das ist es ja! Aber das schlimmste war, und das bemerkte ich erst, als er schon fort war, daß er mir für das Stück Zuckerrohr nichts bezahlt hat. So benimmt sich heutzutage die Jugend, und wir, die wir schon so lange im Lande leben, können dagegen nichts machen!“

„Aber bei solchen Vorfällen lernt man die Kunst, seine Ruhe zu bewahren“, bemerkte Fang mit den Lippend schmatzend und vom Tische wegrückend.

Für eine Weile, so lange es dauert, neun Verbeugungen vor den Hausgöttern zu machen, sprachen die zwei Männer kein Wort. Dann erhob sich Fang.

„Eine vorzügliche Schale Reis, mein guter Freund.“

„Ach, ich schäme mich, dir mit so magerer Kost aufwarten zu müssen.“

„Und der Tee war so duftig.“

„Es war bloß der billigste. Schwarzer Drachen.“

Die beiden alten Männer gingen zur Tür hinaus.

„Ho heng la“, sagte der Henker.

„Ho heng la“, erwiderte der Zuckerrohrverkäufer. „Die Götter mögen dich auf deinem Weg beschützen.“

Fang nahm seinen Weg die Allee hinunter und kam zur Hintertür eines Leihhauses.

Er sagte einige Worte zum Inhaber.

„Ich weiß, du bist ein ehrlicher alter Mann“, sagte der Verleiher, „aber statt mir wieder zu geben, was du mir schuldig bist, wäre es auch für dich besser, wenn du es mir nur zurückzahlen könntest.“

Daraufhin holte er aus einem Geldschrank ein Messer mit einer langen dünnen Klinge und einem Griff aus Ebenholz, auf dem eine unwahrscheinlich große Zahl Einschnitte zu sehen war. Fang nahm das Messer und hielt es wie einen Gegenstand von hohem Wert, versteckte es unter seiner zerfetzten Bluse und ging seines Weges weiter. Neben dem Eingang eines Spielhauses in der Kanton-Allee traf er den pockennarbigen Sohn von Quong, den Beilsteinhändler.

„Für das Unrecht, das du dem Bow Sam, seinem Namen und seinen ausgezeichneten Vorfahren angetan hast“, sagte Fang ruhig. Und bevor der andere seinen Mund öffnen konnte, durchstach die lange Klinge sein Herz.

Vor dem Fenster eines Zigarrengeschäftes auf dem Shanghai-Platz,

erblickte Fang Gar Ling, den Schützen.

„Ich habe mit dir etwas zu reden, Gar Ling“, sagte der Henker, „komm.“

Gar Ling zögerte. Er hatte große Furcht vor dem alten Messerstecher, aber er hütete sich, seine Furcht vor seinen jungen Freunden zu zeigen. Er gab mit seiner linken Hand rasch ein bestimmtes Zeichen. Ein Knabe, der neben ihm mit einem Korb Nüsse stand, kehrte sich schnell um und folgte den zweien die Allee hinunter. Er näherte sich seinem Herrn und hielt ihm den Korb hin, als ob er ihn bitten wollte, Nüsse zu kaufen. Gar Lings Hand tauchte rasch tief in den Korb und zog unter den Nüssen eine schwere Selbstladepistole hervor, die er heimlich unter seinen Rock steckte. Der Henker bemerkte das alles, aber tat, als ob er nichts gesehen hätte. Als sie um eine Ecke bogen, blieb er stehen.

„Für die beleidigenden Worte, die du dem Bow Sam gesagt hast“, sagte er ruhig, und die lange Klinge glitt zwischen die Rippen des Schützen.

Als Fang das Messer herauszog, schwankte Gar Ling, feuerte einmal und brach dann zusammen.

Bow Sam stand im Türrahmen seines Zuckerrohrstandes und beobachtete mit zusammengekniffenen Augen einen alten Mann, der die Allee entlang sich unsicher auf ihn zu schleppte.

„Hu la ma!“ rief er, als der Mann näher kam. „Ich dachte dich nicht so schnell wiederzusehen.“

Der alte Henker hob weder den Kopf, noch gab er eine Antwort. Schwankend überschritt er die Schwelle und fiel auf den Boden hin. Mit einem

Schrei warf Bow Sam die Tür zu. Er neigte sich über Fang.

„Dieses Messer . . .“ sagte der Henker, „bring' — zu Wong, dem Leihhausmakler. Erzähl' ihm alles. Es ist mehr wert, — als alles, — was ich besitze.“

„Aber was ist denn geschehen?“

„Für das Unrecht, das der Pockenarbigige dir angetan hat, für die Beleidigung des Gar Ling habe ich sie beide erschlagen“, sagte Fang mit plötzlich wiedererwachter Kraft. „Meine Schuld an dich ist bezahlt.“
Tsam kom lok.

„Das hast du getan?! Warum hast du es getan? Ich werde dich nie be-

zahlen können! Und jetzt! Wie traurig! Du stirbst!“

Mit ungeschickten Fingern versuchte der Zuckerrohrverkäufer, das Blut, das aus der Wunde strömte, vergeblich aufzuhalten. Die Kugel Gar Lings brachte dem Alten den Tod.

„Du mir bezahlen?“ röchelte Fang, der Henker. „Hast du mich denn nicht gespeist? Kann denn überhaupt einer begreifen, was ein wenig Nahrung für einen leeren Magen bedeutet? Was das überhaupt bedeutet . . .?“

„Ein Leben“ — Bow Sams Augenlider zuckten und schlossen sich — „ein Leben — für eine Schale Reis . . .“

La Mare

Zeichnung von W. A. Wellner



*Napoleon-Trotsky:
„Wird es Elba oder St. Helena?“*

MODENOTIZEN DER FRAU VON SUTTNER

DAS NEUE KOLLIER



Vor Jahren war's, da erzählte man sich — aufgeregt, bewundernd, entrüstet — das Pintscherchen einer bekannten Demimondäne trüge ein Smaragdkollier. Seither machteman Fortschritte in der Auffassung solcher Angelegen-

heiten. Auch wuchs, wie das nur richtig ist, die Größe und Zahl der Juwelen im allgemeinen ganz beträchtlich, seitdem die Staaten ärmer und das Geld knapp wurde. Kein Hahn kräht heute danach, ob der Toutou einer ganzen oder halben Mondäne, oder der Onistili der Pariser Schauspielerin Mademoiselle Spinelli, den sie stets mitschleppt, ein echtes Halsband trägt. Man spricht jetzt in solchen Fällen, höchst gelassen, von „Großzügigkeit“. Ob es auch im umgekehrten Falle geschieht, dann nämlich, wenn die Herrin ein changement de décors vornimmt und ein ledernes Hundehalsband umbindet, weiß ich nicht. Es werden sogar Fälle aus Paris gemeldet, in denen solch ein Lederhalsband von einer Dachhaarfranse umgeben ist, nach dem Vorbild des orthodoxen Doggenhalsbandes.

Auch in der legendären Geschmackszentrale kommen bekanntlich übelste Geschmacksentgleisungen vor. Aber auch danach wird nicht allzuviel gefragt, Hauptsache ist die Sensation. Im übrigen stattet das Lederhalsband ein Namenszug, ein Monogramm oder eine Devise in Brillantsplittern aus, und, wie zu hoffen, auch ein fester Ring, der es gestattet, Frauen, die zu derlei Seitensprüngen neigen, an die Kette zu legen.

DER NEUE STRUMPF

Das Sensationchen einer neuen Mode! Wird sie sich behaupten, oder richtiger gesagt, wird sie überhaupt Fuß fassen können? Angesichts der ständig deutlicher zutage tretenden Tendenz, unsere Dessous an Zahl und Größe zu beschneiden und koketter zu gestalten, kann man an einen Boykott des kurzen Strumpfes nicht so recht glauben.

Jawohl, des kurzen Strumpfes. Unterhalb des Knies wird er umgerollt. Das Knie soll bloßbleiben. Eine amerikanische Flapper-Mode, die auf kontinentale Sportplätze verpflanzt werden soll, tatsächlich schon an einzelnen Sportplätzen demonstriert wurde. Demonstriert? Gewiß, und ganz mühelos: Der Sportrock wird ganz allgemein sehr kurz getragen, beim Sitzen schlägt man die Beine übereinander, das Knie kommt zum Vorschein. Was weiter? Knie sind heute salonfähig. Jahrhunderte brauchten sie, um es zu werden.

All unsere Altvordern, auch unsere Urgroß- und Großmütter, kannten nur

den unterhalb des Knies endenden Strumpf, den sie mittels eines Strumpfbandes festhielten. Warum sollte man ihn dem Flapper verwehren und seinen Kopisten? Ja, warum! Weil er ohne das Drum und Dran, das riesige Drum und Dran früherer Tage auftritt, ohne das Beinkleid, das bis weit übers Knie herabreichte und ohne den langen Rock. Hätte es damals besonderer Feschheit bedurft, um beim Sitzen das Knie zu zeigen, so bedarf es heute umgekehrt großer Züchtigkeit, um es beim Sitzen unbedingt zu verbergen. Der Anblick aber des zwischen Strumpf und Rock hervorlugenden nackten Knies ist peinlich lasziv, lasziv masculin. Man denkt unwillkürlich an die unter kurzen Sporthosen hervorkehenden nackten Knabenknie. Es ist der Triumph des genre garçonne.

Indes — zetern wir nicht, entsetzen wir uns nicht. Es bedarf ja doch nur eines Nichts, nur der Kaprice einiger Frauen aus den besten Gesellschaftskreisen, und der lange Strumpf wird dem halblangen weichen, und unser streitsames Entsetzen, wenn nicht dem Entzücken, so doch der Toleranz dieser feigen Kanaille.

Unterdes mache ich einen Vorschlag, der mir annehmbar scheint. Man trage den kurzen, gemusterten Sportstrumpf, aber man trage unter ihm den hautfarbigen, langen fil d'Ecosse-Strumpf, an dessen Heuchelei sich nun jeder gewöhnte, ein Häuflein Pharisäer kann man nicht berücksichtigen. Das denke ich mir zum Golfspiel und auch im Gebirge, wo selbst zum harmlosen Spaziergang nur der sportliche Anzug getragen wird, sehr fesch und reichlich pikant. Auch ist zu diesem Gegenstand noch folgendes zu bemerken. Erstens: der oben umgerollte Strumpf kleidet das Bein sehr gut, er läßt es, durch die Kontrastwirkung, schlank erscheinen. Zweitens: ich habe bei den gemusterten Sportstrümpfen immer den Eindruck eines Zuviel, die gemusterten Flächen bedrücken mich als zu groß, daher mag es Gewinn bedeuten, sie nur als verlängerte, oben umgerollte Socken zu tragen. Und so wage ich denn zu prophezeien, daß die kühne Mode, mit der sich der amerikanische Flapper schon vor bald zwei Jahren hervorwagte, schließlich und endlich in das angedeutete, gemäßigtere Fahrwasser einlaufen wird.



WICHTIGKEITEN UND NICHTIGKEITEN

Politiker. — Wenn, wie Sie schreiben, die Politik die allerernsteste Beschäftigung ist, dann finde ich es bedauerlich, daß sie gewissermaßen das Metier von jedermann ist. Und sie müßte, wenn sie so ernst ist, den ganz seltenen Weisen reserviert bleiben. Aber wir sehen das Gegenteil. Und dies spräche dafür, daß das Volk die Politik für die amüsanteste Aufregung hält, die es gibt. Sehen Sie, im Mittelalter litt Europa schwer darunter, daß Jerusalem den Ungläubigen gehörte. Heute sieht dasselbe Europa mit Freuden, daß es die Juden bekommen haben. Nur die Araber ärgern sich darüber. Aber dem Papst ist es ganz wurst. Sie scheinen des Glaubens zu sein, es handle sich in dem, was wir heute Politik nennen, um große Ideen. Aber es handelt sich doch nur um eine leidliche Wohlfahrt der in zufälligen Grenzen festgehaltenen Menschen, welche die größten Anstrengungen machen, diese Wohlfahrt gegen jene ihrer Politiker zu erreichen, welche Ideen haben.

Esperantist. — Nein, nein, nein, ich werde keine Lanze für Sie brechen, wie Sie wünschen. Es gibt zwei- bis dreitausend Sprachen auf der Erde; überflüssig, noch eine zu diesen gewordenen und vorhandenen zu erfinden. Die Menschen reden ja ohnedies schon viel zu viel. Schweigen wäre mehr als Gold. Es ist so wohltuend, in einem Lande zu reisen, dessen Sprache man nicht versteht und wo der Barbier einem nicht versichert, daß heute ein heißer Tag ist. Was Ihr Erfinder da aus vier, fünf Weltsprachen sich zusammengestoppelt hat, das ist vielleicht ganz hübsch für einen Samojuden, aber für einen Deutschen, einen Italiener ist's barbarisch. Und dann, für wie viele Leute auf der Erde hätte denn diese oder sonst eine Universalsprache einen wirklichen praktischen Nutzen, den Sie behaupten? Hätte eine Universalsprache eine wirkliche Notwendigkeit, dann wär's doch vernünftiger, eine vorhandene Sprache, sagen wir das Englische, zur Universalsprache zu machen.

Sie nennen mir eine Ziffer der Esperantisten, die ich nicht bezweifle. Denn jede unschuldige Erfindung, die von den Menschen ein bißchen ihrer Zeit verlangt, wird von ihnen mit Freude aufgenommen. Siehe Kreuzworträtsel. Zeit verlieren, ist die Devise des Menschen. Sich zerstreuen die andere Devise. Denn Zeit ist das einzige, was sie wirklich besitzen und daher verlieren können. Sie zerstreuen ihre Zeit.

Konkordat. — „Religion ist Privatsache“, das ist eine mißverständliche Fassung des Satzes von der Freiheit zu glauben, was man will. Denn Religion, was eine bestimmte Gemeinschaft bestimmter Gläubigen bedeutet, ist gar nicht Privatsache, sondern eine sehr wichtige öffentliche Angelegenheit, eine Staatsangelegenheit. Die deutsche Republik befindet sich hier in der schwierigen Situation, zwei Religionen als Staatsreligionen zu haben, die katholische und die protestantische. Denn wie es nur ein Recht gibt, so dürfte es nur eine Religion im Staate geben. Die Engländer haben das im 16. Jahrhundert begriffen: sie modifizierten ihre Religion, als sie vom Staate hörten, daß dies notwendig sei. Man kann vom Standpunkt der Wahrheit aus nicht zwei Religionen tolerieren, denn das heißt zwei absolute und sich ausschließende Wahrheiten tolerieren. Aber auch wenn man den Standpunkt der religiösen Wahrheit ablehnt — wie es die intelligenten Menschen immer tun werden, indem sie keine Religion verurteilen werden, weil sie „falsch“ sei —, so kann man immer noch den Standpunkt der Nützlichkeit einnehmen und eine Religion ablehnen, weil sie diese Nützlichkeit stört. Sie schreiben, die Wahrheit zu wissen, sei immer nützlich und man müsse sie verbreiten und proklamieren. Aber selbst angenommen, die Wahrheit sei keine Illusion und bestünde nicht bloß aus einigen konventionellen Prinzipien, die uns als Maß dienen, so ist die Wahrheit oft eine Ursache des Niederganges und des Todes der Individuen und Nationen. Das

weiß die Menschheit, die sich viel mehr von der Nützlichkeit leiten läßt als von einer Wahrheit. Sogar die Religionen wissen das, und die Kirchen handeln danach. Sie konkordieren.

Die Geschichte beweist... — Nein, verehrter Herr, sie beweist was Sie wollen, also gar nichts. Die Geschichte ist ein alter Vorhang, den wir über die Gegenwart ziehen. Wahrscheinlich verstehen nur jene etwas vom Leben, welche die Dramen von ehemals nicht kennen oder nicht kennen wollen. Eine Frage ist nicht durch das Faktum gelöst, daß sie sich schon einmal gestellt hat. Wir stehen immer und seit Anbeginn vor den gleichen Problemen. Irgendein historisches Vergangenes kommt uns einem Gegenwärtigen nur deshalb ähnlich vor, weil wir außerstande sind, das historische Faktum nach seinen wirklichen Formen zu rekonstruieren. Wie vieles haben die Mäuse gefressen! Schon ein Gegenwärtiges ist uns nach seinen Absichten und Plänen außerordentlich unklar und dunkel. Wie erst ein längst Vergangenes, das wir nur aus widerspruchsvollen zufällig erhalten gebliebenen Dokumenten kennen und aus den Kommentaren irgendwelcher mäßiger und den traurigsten Vorurteilen unterworfenen Historiker? Es ist doch immer so: um die Vergangenheit zu verstehen, geben wir ihr die Maske der Gegenwart.

Noch einmal die Politiker. — Halten Sie es mit ihnen, wie es ein französischer Dichter ausspricht, den Sie sicher auf dem Gymnasium im französischen Unterricht gelesen haben. Alfred de Vigny sagt: „Man soll weder Liebe noch Haß für jene haben, welche regieren. Man schuldet ihnen nur die Gefühle, die man für seinen Kutscher hat: er kutschiert gut oder schlecht, das ist alles.“

NEST MIT JUNGEN WITZEN

Karl Rößler sagte von einem Berliner Theater: „Da sind die Billetteure nicht dazu angestellt, einen hinein, als vielmehr einen nicht mehr herauszulassen.“

„Wie können Sie nur mit diesem Edschmid so viel sprechen?“ „Aus Angst, ihm zuhören zu müssen.“

Auf ein Kompliment bemerkte Frau B.: „Ich bin gar nicht hübsch, ich tu bloß so.“

Ein Kammerherr, der 1922 sehr indiscrete Erinnerungen an seinen ehemaligen kaiserlichen Herrn veröffentlicht hat, gab 1913 auf des Kaisers Frage, wieviel Uhr es sei, zur Antwort: „Welche Zeit Majestät belieben.“

Eine Dame entrüstete sich, daß man ihr acht Liebhaber nachsage. „Ach, gnädige Frau,“ sagte Schnitzler, „von dem, was die Leute sagen, ist ja immer nur die Hälfte wahr.“

DIE GEFAHR DES BOLSCHEWISMUS



So sehen sie die einen - - und so die andern



V O N N E U E N B Ü C H E R N

Friedrich Schönemann, Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Wie alle deutschen Autoren dieses Themas kritisiert auch Sch., der vor dem Kriege und während seiner Dauer in den U. S. gelebt hat, die Bemühungen der Deutschen, die Sympathien ihres Gastvolkes zu gewinnen, sehr abfällig. Nicht der leiseste Versuch wurde von ihnen vor dem Kriege gemacht, dem Genius des amerikanischen Volkes näherzukommen, und wenn es versucht wurde, wie anlässlich des Besuches des Prinzen Heinrich in Amerika, dann geschah es in einer unangenehm irritierenden und nichts gewinnenden, sondern nur verlierenden Weise. Was dann propagandistisch während des Krieges von Deutschen aus geschah, baute auf nichts auf als auf vorhandenen Antipathien und war also völlig ineffektiv gegenüber der außerordentlichen Beeinflussung der Amerikaner durch Schulen, Kirchen, Frauen, Presse und Geschäftsleute. Der Verfasser hat sein lesenswertes Buch vortrefflich aus den Reporten George Creel's dokumentiert, des Chefs der amerikanischen Kriegspropaganda. Die Erfolglosigkeit der deutschen Propaganda erstaunt niemanden, der die Deutsch-Amerikaner kannte. Zumeist Leute aus kleinen kleinstädtischen Verhältnissen, brachten sie in das neue Land nicht viel mehr mit als ihren immensen Fleiß und ihre Sparsamkeit. So wurden sie leicht zu Pfennigfuchsern. Schlossen sich in ihren

Vereinen zusammen und kultivierten da eine etwas artifizielle Heimatsliebe mit Bismarck- und Kaiserfeiern. Verlernten das wenige Deutsch, das sie gekonnt hatten, als sie ins Land kamen, ohne richtig englisch zu lernen. Sie sprachen ein grausliches Piggini-Deutsch-Amerikanisch, etwa: „Gleichen Sie Amerika?“ Blieben ohne gesellschaftliche Stellung, ohne politischen Einfluß. Nur die deutschen Juden waren da geschickter, wurden rascher Amerikaner. Die Deutschen in den U. S. erfüllten keinerlei kulturelle Mission. Sie waren dazu nicht im geringsten ausgerüstet. Nicht einmal dazu, eine solche Aufgabe sich zu stellen, geschweige sie zu fördern oder zu lösen.

Nordafrika. Baukunst, Landschaft, Volksleben. 240 Aufnahmen von Lehnert und Landrock. Einleitung von E. Kühl. Verlag Ernst Wasmuth, Berlin. — Der schöne Plan dieser Bände, die Welt im Bilde zu geben, ist mit diesem sechsten Bande so vortrefflich weitergeführt worden, wie er vor zwei Jahren begonnen wurde mit dem sensationellen Atlas „Das unbekanntes Spanien“. Das vom in fremde Länder führenden Film belehrte und verwöhnte Auge verweilt mit Genuß bei diesen Aufnahmen, die mit größter technischer Sorgfalt wiedergegeben sind. Und über die Aufnahmen selber kann man zu ihrem größten Lobe nicht mehr sagen als daß sie mit ihrem Gegenständlichen auch die Luft einzufan-

gen scheinen, in der diese Menschen, Bauten und Straßen leben. Orbis Terrarum ist der Gesamttitel dieser auf dreißig Folio-bände vorgesehenen Sammlung, und sie kann diesen Titel mit allen Rechten beanspruchen.

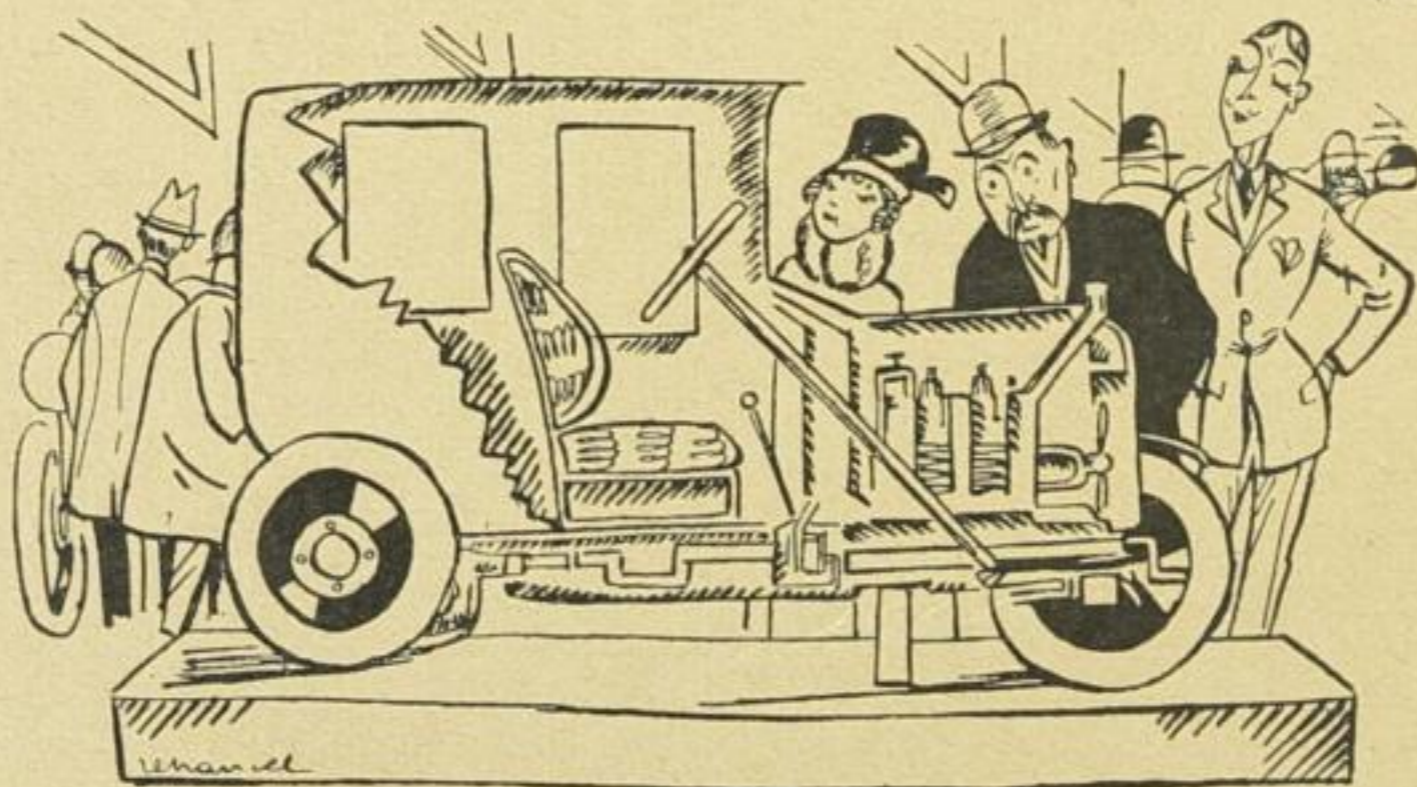
J. Huizinga, Herbst des Mittelalters. Deutsch von T. Jolles Mönckeberg. Drei-Maskenverlag München. — Man muß dem Verlage dafür danken, daß er diese sehr instruktiven Studien über die Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden den deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. Der ausgezeichnete holländische Historiker hat seinem Buche einen etwas poetisierenden Titel gegeben, der aber den Leser nicht täuschen soll. Die Studien verarbeiten durchaus Quellen, und sie meinen mit dem „Herbst“ nicht eine Wertung, die zugunsten eines mittelalterlichen „Frühlings“ oder eines „Mai der Renaissance“ ausfällt und damit den Gegenstand selber in ein schiefes Licht rückt. Huizinga nimmt die Maße seines Urteils immer aus seinem angesetzten Zeitabschnitt, der in sich immer eine Vollendung darstellt. Er vermeidet es durchaus, von einer Dekadenz der mittelalterlichen Ideale und von Vorläufern jener der Renaissance zu sprechen, so

daß nur ein Übergang herauskommt. Dadurch behalten die Figuren und Dinge dieser Periode ganz ihren Eigenwert, der groß ist wie irgendeiner. Keinerlei Theoreme und Vorurteile des Verfassers entfärben ins Graue das ungemein farbige und anschauliche Bild einer reichen Zeit.

Walther Krug, Beethovens Vollendung. Eine Streitschrift. Allgemeine Verlagsanstalt München. — Man vermute in diesem Buche keine billige schöngeistige Umschreibung von Eindrücken, die ein musikalischer Liebhaber von Beethoven empfängt. In Punkt Musik zeigt die Schrift alle Kenntnisse, die ein Musiker besitzen muß, der über Musik schreibt. Hier wird nicht gefaselt. Aber über das hinaus eine Menge auf- und festgestellt, das diese Schrift ungemein lesenswert macht. Auch für den Nicht-Musiker. Der Verfasser, ein Amtsrichter im Badischen, ist nicht das was man einen Berufsschriftsteller nennt. Er hat von diesem weder das Bestechende noch das Abgenützte. Er ist ein sehr kultivierter, gebildeter und nachdenklicher Mann, der im reifen Alter zur Feder greift, um Erlebtes und Gedachtes mit einem, der es will, zu teilen. Wir haben sehr wenige „Schriftsteller“ dieser unberuflichen Art, und sie sind immer Genuß sowohl wie Gewinn.

AUF DER AUTOMOBIL-AUSSTELLUNG

(Le Rire)



„Sieh mal, ich wußte gar nicht, daß man jetzt Autos auch im Detail verkauft“

SPAZIERGÄNGE IN DER BURGSTRASSE

Also was für dummes Zeug ist nicht alles im Laufe der letzten Wochen an der Börse verbreitet worden. Einmal Generalstreik, einmal Ermordung Mussolinis, einmal Abbruch der deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen; dann kamen die Micum-Entschädigungs-Angelegenheiten und die wildesten Gerüchte, die sich an diese knüpften; schließlich Gerüchte über „Schwierigkeiten“ bei der Deutschen Verkehrsbank, ein Institut, das doch wirklich über jeden Zweifel erhaben ist, und zu dessen Leitung man doch wahrhaftig das größte Vertrauen haben kann. Also es wird weder generalgestreikt, noch ist Mussolini ermordet worden, noch ist der Zollkrieg zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen, noch befindet sich die Deutsche Verkehrsbank in Schwierigkeiten, noch ist an all den anderen Sensationsgerüchten der jüngsten Tage und Wochen etwas Wahres, und also hat sich die Börse wieder beruhigt.

Auch die Micum-Entschädigungs-Angelegenheit ist in Wirklichkeit durchaus harmlos, und man versteht das große Geschrei nicht, das deswegen angestimmt wird, weil ein vor einigen Monaten gegebenes Wort von der Regierung tatsächlich eingelöst worden ist. Sollte man etwa den Ruhrindustriellen einen Ersatz für die ihnen durch die Micum-Verträge drohenden riesigen Verluste feierlichst versprechen, damit sie auf diese Versprechungen hin die Verträge unterschrieben, und nachher kopfschüttelnd erklären, man könne die Versprechungen leider nicht erfüllen? Es gibt zwar einen Staat, der gegenüber den Zeichnern seiner Anleihen so verfahren ist und ihnen nachher gesagt hat, er bedaure lebhaft, aber gezahlt würde nichts. Aber in Deutschland kommen doch solche Dinge nicht vor, und an Kanzlerworten soll man bekanntlich nicht drehen noch deuteln. Also warum die große Aufregung? Oder will man sich etwa auf den Standpunkt stellen, ein ge-

gebenes Versprechen verpflichte zu nichts und sich dabei auf allerlei schlechte Vorbilder berufen? Dadurch würde der letzte Rest des Staatskredits erschüttert werden.

Wäre die Börse nicht durch die verschiedenen Alarmnachrichten und Greuelgeschichten in eine nervöse Stimmung versetzt worden, so würde sie zum Beispiel auch auf den Abschluß der Rheinischen Stahlwerke ganz anders reagiert haben. Die Rheinstahl-Gesellschaft hat es tatsächlich verstanden, eine ganz besonders geschickte Ausdehnungspolitik zu treiben und ihre Substanz außerordentlich zu vermehren. Zu einer Zeit, wo man „Sachwerte“ sozusagen umsonst bekam, gliederte sie sich eine Anzahl der besten und wertvollsten Kohlenbergwerke an. Das war außerordentlich geschickt, und so kann sie heute ein mehr als dreimal so hohes Aktienkapital ausweisen wie im Jahre 1914. Dabei galten die Rheinischen Stahlwerke früher gar nicht einmal so sehr als ein Unternehmen allerersten Ranges. Sie rangierten, auch kursmäßig, weit unter Phoenix, Gelsenkirchenern oder Harpenern, und erst in den verflossenen Jahren hat sich die Qualität der Rheinstahl-Gesellschaft so wesentlich gebessert, vor allem durch Angliederung der Arenberg-Gesellschaft sowie anderer Steinkohlenbergwerke. Jedenfalls kann man nur sagen, daß sich die Politik der Verwaltung ausgezeichnet bewährt hat, und daß die Aktionäre ihr in vollem Umfange dankbar sein können. Um so weniger aber versteht man es, daß vor einer Reihe von Monaten, als die Aktien ungefähr halb so hoch standen wie heute, die Verwaltung eine flau-machende Erklärung losließ, die Gerüchte über eine Nichtzusammenlegung des Aktienkapitals entsprächen in keiner Weise den Tatsachen, und es werde selbstverständlich eine Kapitalherabsetzung stattfinden. In Wirklichkeit hatte damals kein Mensch von einer „Nichtzusammenlegung“ gesprochen, und der damalige Kurs sah

sogar weit eher nach einer Zusammenlegung von 3 oder gar 4:1 aus. Das ist damals schon an dieser Stelle gesagt worden, und man sieht, wie richtig es war.

Warum überhaupt immer diese Miesmachereien der Verwaltungen? Und gerade derjenigen, die es am allerwenigsten nötig haben! Hat man jemals davon gehört, daß die Verwaltung einer später in Konkurs geratenen Gesellschaft vordem flau für ihre Aktien gemacht habe? Noch niemals. Aber die Verwaltung der Anglo-Guano-Gesellschaft, deren Aktien heute 160 stehen, hat vor einem Jahre furchtbar flau für ihre Aktien gemacht und sie übertrieben scharf zusammengelegt. Die Rheinstahl-Verwaltung hat flau gemacht, und immer wieder sind es die Verwaltungen gerade der besten Gesellschaften, die sehr bedenklich tun und auch in der Zusammenlegung viel zu weit gehen.

Ein Beispiel dafür ist die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Die Gesellschaft hat, ohne daß es notwendig war, ihr Aktienkapital von 60 auf 30 Millionen Mark herabgesetzt. Damals konnte man das freilich nicht ohne weiteres feststellen, wohl aber jetzt, wo der Prospekt über die neuen Aktien erschienen ist, und wo man infolgedessen einmal einen genauen, zahlenmäßigen Einblick in die Verhältnisse des Unternehmens tun kann. Denn, wie schon neulich einmal gesagt wurde, die Zahlen lügen nicht. Nur die Menschen lügen zuweilen. Also, um wieder auf die innere Situation bei der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen zu kommen, so kann man durch eine einfache Addition berechnen, daß die Gesellschaft in ihrem Portefeuille Effekten im Nennwert von mehr als 70 Millionen Goldmark hat. Darunter befinden sich unter anderem 2,6 Millionen Mark Loewe-Aktien, die bekanntlich einen Börsenkurs von 180 haben, ferner 10 Millionen Mark Knorr-Bremse-Aktien, die gleichfalls einen ähnlich hohen Wert darstellen. In der Goldbilanz sind aber die gesamten Effekten und Beteiligungen nur mit 36,9 Millionen Mark aufgeführt, so daß man

also den Schluß daraus ziehen kann, daß sie nur mit ungefähr 50% des Nennwerts aufgenommen worden sind. Allein in den Loewe-Aktien steckt also eine stille Reserve von etwa 4 Millionen Mark. Der erwähnte Prospekt über die jungen Aktien ist zwar im allgemeinen sehr ausführlich gehalten, aber es befindet sich darin ein etwas aufklärungsbedürftiger und sehr interessanter Posten; nämlich 2/4 Effektergattungen, die in der Goldbilanz mit 2,9 Millionen Mark zu Buche stehen. Was ist in diesen 2/4 Effektergattungen enthalten? Vielleicht die allerinteressantesten Stücke, nämlich die sonst nicht genannten Chade-Aktien, von denen doch die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen einen sehr ansehnlichen Besitz hat, ferner noch andere wertvolle Auslandswerte, in die man leider keinen genauen Einblick tun kann. So viel aber ergibt sich aus der ganzen Bilanz aufstellung, daß die Gesellschaft über so große stille Reserven verfügt, wie kaum irgendein anderes Unternehmen, und daß die Aktien innerlich doppelt soviel wert sind wie den heutigen Kurs. Sie werden darum nicht gleich auf den doppelten Kursstand steigen, aber wer das nicht verlangt, sondern sich die Aktien ruhig hinlegt, wird es eines Tages erleben, daß sie dahin kommen. Auch wenn man eine andere Rechnung aufmacht, gelangt man zu einem ähnlichen Ergebnis. Die Gesellschaft hatte früher 60 Millionen Mark Goldkapital, und die Aktien hatten einen Kursstand von ungefähr 160%. Außerdem hatte sie Anleihe-schulden in Höhe von 25 Millionen Goldmark. An der „Abwertung“ der Anleihe-schuld verdient sie rund 22 Millionen Mark, und wenn sie andererseits einige Effekterposten durch Beschlagnahme verloren hat, so spielt dies gegenüber dieser stattlichen Ziffer gar keine Rolle; ganz abgesehen davon, daß sie in den letzten Jahren ständig auch neue Effekten und Beteiligungen hinzuerworben hat. Natürlich, wie es in den verflossenen Jahren möglich war, außerordentlich billig. Tatsächlich wurde die Gesamtsubstanz der Gesellschaft für

elektrische Unternehmungen im Jahre 1914 mit 125 Millionen Mark — Aktien und Obligationen — bewertet, heute dagegen nur mit 50 Millionen, und auch von diesem Gesichtspunkt aus ist die Ansicht begründet, daß der innere Wert der Aktien mindestens doppelt so hoch ist wie der heutige Kurs.

Heute kann man an der Börse nur mit der Logik verdienen, und darum ist es auch unberechtigt, wenn manche Papiere, denen es fraglos recht gut geht, noch unter pari stehen. Beispielsweise ein Papier wie Ernemann-Aktien. Die Gesellschaft ist zurzeit voll beschäftigt, der Geschäftsgang ist durchaus zufriedenstellend, und vor allem in einzelnen neuen Artikeln, darunter mehreren patentierten Neuheiten, stehen die Ernemann-Werke heute konkurrenzlos da. Sehr wichtig wäre es für die Gesellschaft, wenn wir einigermaßen günstige Handelsverträge bekämen, da der Export früher eine sehr große Rolle bei ihr spielte und damals zwei Drittel ihrer ganzen Produktion ausmachte. In diesem Falle würde das Unternehmen einer wirklich „großen Zeit“ entgegen-

gehen, obwohl auch jetzt schon der Geschäftsgang sehr befriedigend ist, und erheblich mehr als pari sind die Aktien darum sicherlich wert.

Ein Papier, für das man ebenfalls heute fest gestimmt sein kann, sind Breitenburger Zement-Aktien. Erstens ist bekanntlich die Lage der Zementindustrie allgemein sehr befriedigend, zweitens hat die Breitenburger Gesellschaft ihr Aktienkapital noch unter Vorkriegshöhe herabgesetzt, und angesichts dessen ist jedenfalls eine Bewertung unter pari sicher nicht am Platze. An der Börse spricht man übrigens auch seit ein paar Tagen von einem Prozeß, den die Gesellschaft gewonnen habe, und bei dem es sich um eine ziemlich wichtige Angelegenheit handle. Vielleicht erfährt man gelegentlich einmal Näheres darüber, und wenn die allgemeine Tendenz an der Börse sich wieder beleben wird, dürften Zementaktien ziemlich weit im Vordergrund stehen, weil nunmehr die Bausaison bald beginnen wird, und dann wird man ja sehen, wie sich die schon jetzt sehr gute Geschäftslage bei den Fabriken weiter entwickeln wird.

Alius.



Zwanglose
Besichtigung gern
gestattet

Erzeugnisse
der Staatl. (früher Kgl.) Porzellan-Manufaktur
zu Meissen

Service & Kunstgegenstände & Ersatzteile

Gebr. Metzenmacher

Größtes Händlerlager von Berlin und Dresden
Berlin W 8, Charlottenstr. 64 Dresden-A. 1, Prager Straße 37
nahe Leipziger Straße. Merkur 6327 am Hauptbahnhof. Telephon 16574

A L I U S' B R I E F K A S T E N

H. S. in D. Die Kohlen und Kalikuxe sind unbedingt zu behalten. Wir erblicken in diesen Papieren noch große Chancen. Ebenfalls sehr gute Meinung haben wir für Mannesmann, die heute gewiß nicht teuer sind, Mansfeld können Sie mit 6,50 limitieren, Köln-Neuessen sind zu behalten, obwohl man im Augenblick die Zusammenlegung noch nicht kennt. Dessauer Gas, die voraussichtlich im Verhältnis von 2:1 zusammengelegt werden dürften, sind als Daueranlage ersten Ranges zu betrachten. Das Gleiche gilt von Hochbahn-Aktien. Auch Rheinische Braunkohlen sind als erstklassige Anlage anzusehen, es sind hier seit kurzem Gerüchte über besondere Transaktionen bei der Gesellschaft verbreitet, und man bemerkt in den Aktien Aufnahmen von erster Bankseite, ohne daß man bisher etwas Zuverlässiges darüber erfahren könnte. Jedenfalls scheint es, als sei das Papier noch recht steigerungsfähig. Elberfelder Farben sehen wir als sehr aussichtsreich an, wir halten den gegenwärtigen Kurs für noch niedrig. Riebeck-Aktien sind gleichfalls zu behalten. Der innere Wert dürfte höher sein. Calmon Asbest können Sie mit 2 limitieren, Deutsche Bank mit 15. Als sehr aussichtsreich empfehlen wir Ihnen Gesellschaft für elektr. Unternehmungen, Vereinigte Glanzstoff-Fabriken und Brauerei Gebrüder Müser. Auch Verkehrswesen-Aktien halten wir noch für aussichtsreich.

O. Pf. Die Aktien der Kattowitzer Gesellschaft sowie der Hohenlohe-Werke lassen sich heute leider auf ihren tatsächlichen Wert hin weniger genau beurteilen als andere Aktien ähnlicher Art, weil die Gesellschaften als polnische Aktiengesellschaften zurzeit noch keine Verpflichtung der Umstellung auf Goldmark haben. Die Hohenlohe-Werke arbeiten heute mit 95 Mill. Mark Aktienkapital gegen

80 Mill. Mark im Jahre 1914. Allerdings ist zu bedenken, daß der wertvolle Oehringen-Grube-Besitz inzwischen abgetrennt und in eine eigene Gesellschaft umgewandelt wurde. Was Kattowitzer betrifft, so liegen hier die Dinge ähnlich; das Kapital ist nicht stark erhöht worden, andererseits aber die Preußengrube abgetrennt und in eine besondere Gesellschaft umgewandelt worden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Ostoberschlesien haben sich neuerdings nach langer Depressionszeit etwas gebessert, indessen sind sie immer noch nicht allzu günstig. Alle diese Momente sind zu berücksichtigen. Die heutigen Kurse der beiden Papiere können indessen jedenfalls nicht als übertrieben hoch angesehen werden, und man bemerkte in den letzten Tagen gute Käufer, besonders in Kattowitzern. Im allgemeinen aber ziehen wir westliche Montanwerte den oberschlesischen vor.

G. Br. Die Goldbilanz der Terrain-Gesellschaft Groß-Lichterfelde macht einen sehr befriedigenden Eindruck. Laut Prüfungsbericht sind die Grundstücke um mehr als ein Drittel unter dem Friedenswerte in der Bilanz bewertet, so daß also hierin fraglos eine größere stille Reserve enthalten ist. Kleinere stille Reserven sind auch in dem niedrig aufgenommenen Hauskonto und Effektenbesitz zu erblicken. Da außerdem nach der Bilanz eine Umstellungsreserve, das heißt einen Überschuß des Vermögens über die Verbindlichkeiten, in Höhe von mehr als 25% des Aktienkapitals vorhanden ist, halten wir die Aktien heute für unbedingt billig und aussichtsreich. Für die fernere Kursentwicklung kommt natürlich, wie bei allen Terrainwerten, der Umstand in Betracht, ob die Gesellschaft ihren Grundbesitz schnell verkauft und alsdann mit Ausschüttungen an ihre Aktionäre beginnen wird. Unsere Auskunftsg Gebühr von 3 Mark bitten wir unserm Postscheckkonto 119250 zu überweisen.

A. J. in D. Von Ihren Papieren haben wir gute Meinung für Ammendorfer Papier, die zu behalten sind, zumal die Papierpreise wieder anziehen, ebenso Kabelwerk Rheydt, in denen man zurzeit Käufe für einen Montankonzern bemerkt, ferner Bremer Linoleum, Busch Waggon, Köln-Rottweil, wo der Geschäftsgang ausgezeichnet ist, und Thüringer Gas, die uns ebenfalls noch aussichtsreich erscheinen. Magirus würden wir 5 limitieren, Tuchfabrik Aachen mit 6,50, Gumbinner Maschinen mit 1,50, Vogtländische Maschinen mit 5, Westfälische Kupfer mit 9,50 und Mansfeld mit 6. Die Zuckeranleihe würden wir verkaufen. Zum Neukauf empfehlen wir Brauerei Gebrüder Müser, die wir als billig und sehr aussichtsreich ansehen.

E. B. in S. Wir würden es für richtig halten, einen Teil der kleineren Papiere zu verkaufen und in höherwertige Effekten umzuwandeln. Was die Vereinigten Zünder- und Kabelwerke betrifft, so haben wir für das Papier gute Meinung, die Aktien werden zurzeit im Verhältnis von 15:2 zusammengelegt, die Gesellschaft war früher stets sehr rentabel und hat zurzeit einen ebenfalls befriedigenden Geschäftsgang aufzuweisen, so daß uns ein Zukauf empfehlenswert scheint. Wir würden dafür ein paar andere Papiere verkaufen, und zwar Heidenauer Papier, Gehe & Co., Maschinen- und Kranbau, ferner Cartonnagen Loschwitz bei 15. Billig erscheinen uns noch Hillewerke, A.-G. für Bauausführungen, Berliner Spediteur-Verein und R. Stock & Co. Auch Seidel & Naumann sind heute billig. Westfälische Kupfer können Sie mit 9,50 limitieren. Schubert & Salzer sind eine erstklassige Kapitalanlage. Deutsche Wald- und Holzindustrie sind leider nicht viel wert, den kleinen Betrag an Aktien der Gesellschaft würden wir indessen einstweilen behalten. Adlerhütten halten wir weiter für aussichtsreich.

W. L. in B. Die Aktien der Deutsch-Atlantischen Telegraphen - Gesell-

schaft sind deswegen so starken Schwankungen unterworfen, weil bei dem Papier die Zusammenlegungsschätzungen mehrfach gewechselt haben; einmal hieß es, die Zusammenlegung werde höchstens 2:1 betragen, später tauchten Schätzungen bis zu 8:1 (!) auf. Leider hat die Verwaltung selbst immer noch nicht Stellung zu diesen Fragen genommen. Daß das Aktienkapital der Gesellschaft nicht stark erhöht worden ist, ist zwar richtig, Sie dürfen aber nicht vergessen, daß der Gesellschaft viel Eigentum beschlagnahmt worden ist. Wenn Sie einen Nutzen an den Aktien haben, würden wir sie verkaufen, andernfalls zunächst einmal die Umstellung abwarten und dann weitere Entscheidungen treffen.

C. S. Frankfurt. Die Aktien der Dr. C. Schleußner Akt.-Ges. können unbedingt als nicht teuer und aussichtsreich bezeichnet werden. Die Gesellschaft hat nach der Zusammenlegung von 50:3 nur ein sehr kleines Aktienkapital, etwa halb so groß wie 1914. Schon aus diesem Grund, und da außerdem die Verzinsung der Hypothek in Fortfall kommt, glauben wir, daß die Aktien einen höheren Kurs verdienen, obwohl der augenblickliche Kurs ebenfalls schon über pari ist. Die Fabrikate der Firma sind sehr bekannt und beliebt, und es steht zu erwarten, daß in Zukunft angemessene Dividenden verteilt werden. Die Goldbilanz enthält zweifellos recht erhebliche stille Reserven. Wir sehen in dem Erwerb der Aktien kaum ein Risiko, andererseits gute Gewinnchancen.

L. J. In den verschiedenen ausländischen Werten sehen wir heute keinen so großen Anreiz. Das Interesse für diese Papiere ist sehr sporadischer Natur, und es erscheint im allgemeinen richtig, eine feste Tendenz für diese Werte zum Verkauf zu benutzen, da sie fast jedesmal wieder zurückfallen. Das gilt sowohl von den Spezialportugiesen als auch von der ungarischen Goldrente. Rechnerisch müßte der Kurs eigentlich höher sein, aber das Interesse für Auslandswerte ist immer nur kurze Zeit hindurch lebhaft.

so daß die Auslandsparität niemals voll erreicht wird. Für Mannesmannwerke haben wir sehr gute Meinung. Wichtig ist für die Gesellschaft allerdings, ob sie ihre früher sehr bedeutende Auslandsorganisation wieder aufzubauen in der Lage sein wird. Der Kurs erscheint aber jedenfalls noch steigerungsfähig.

Glückauf. Die Anleihen würden wir einstweilen zu behalten raten. Unbedingt behalten würden wir ferner als Daueranlage Badische Anilin, Goldschmidt, Zeitzer Chemische und Phönix. Gute Meinung haben wir auch für Mechanische Zittau und Telephon Berliner. Die anderen Werte würden wir dagegen sämtlich in Gesellschaft für elektrische Unternehmungen umtauschen. Wir glauben, daß sich dies als richtig erweisen wird.

Bodensee. Zu behalten sind jedenfalls Charlottenburger Wasserwerke, Rombacher und Linke-Hofmann, letztere im Hinblick auf die leichte Besserung in der Waggonindustrie. Bei etwas höheren Kursen würden wir die Pfandbriefe verkaufen. Von Ihren anderen Papieren würden wir Dresdener Schnellpressen mit 4 limitieren, Deutsche Wolle mit 8,50, Kyffhäuserhütte mit 2, Vomag Vorzüge mit 5. Die anderen Papiere dürften einstweilen zu behalten sein. Empfehlen können wir Ihnen zum Ankauf, wenn Sie freie Mittel haben, die Aktien der Müser Bierbrauerei.

A. K. in B. Eine Zurückziehung der amerikanischen Kredite ist natürlich

ausgeschlossen, da es sich um langfristige Anleihen handelt, welche den betreffenden Gesellschaften oder Konzernen gegeben worden sind. An eine vorzeitige Kündigung ist also nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß auch keinerlei Grund dafür ersichtlich wäre. Von Ihren Papieren haben wir besonders gute Meinung für Tucher-Brauerei, Brauhaus Nürnberg und Viktoriawerke. Zum Verkauf würden wir Münchener Glühlampen, Laberkraftwerke und Bayerische Kabelwerke ins Auge fassen, ferner die Pfandbriefe bei etwas höheren Kursen. Zum Kauf empfehlen wir Ihnen Tafelglas Fürth und Bayerische Celluloidwarenfabrik Wacker in Nürnberg, die wir für unterwertet ansehen.

Rechtsanwalt F. in K. Freund Maschinen halten wir für sehr wertvoll und aussichtsreich. Die Aktien eignen sich fraglos zu dauernder Anlage, wir würden sie darum jedenfalls nicht unter 17 limitieren. Die Roggenpfandbriefe würden wir verkaufen, da nach der stürmischen Aufwärtsbewegung der Roggenpreise in den letzten Wochen auch die Möglichkeit eines stärkeren Rückgangs zu bedenken ist.

Wir machen nochmals ergebenst darauf aufmerksam, daß wir in Zukunft nur noch solche Anfragen zu berücksichtigen in der Lage sind, denen die Pauschalgebühr für die Beantwortung von Anfragen in Höhe von 3 Mark, für umfangreichere Anfragen von 5 Mark beiliegt, oder deren Überweisung angekündigt ist.



ZIGARETTEN
DER
Oesterr. Tabak-Regie
VON EDELSTER EIGENART
IN ALLEN
ZIGARRENGESCHÄFTEN
ERHÄLTlich.



Apricosta
der köstliche
Bardinet

DEN TEUFEL IM LEIB

Roman von Raymond Radiguet

6. Fortsetzung

Autorisierte Übertragung von Hans Jacob

Wie ein Kranker, der Ruhe sucht, wußte ich nicht, auf welche Seite ich mich legen sollte. Ich fühlte, daß ich nicht mehr dieselbe Martha liebte und daß mein Sohn nur glücklich sein könnte, wenn er sich für Jacques' Sohn hielt. Diese Spitzfindigkeit traf mich. Ich mußte auf Martha verzichten. Andererseits konnte ich mich getrost für einen Mann halten — die Lage war zu ernst, um mir einzureden, an die Möglichkeit einer so tollen (ich dachte: einer so vernünftigen) Existenz zu glauben.

Denn Jacques mußte ja einmal zurückkommen. Nach dieser außergewöhnlichen Zeit fände er, wie so viele durch außergewöhnliche Umstände hindergangene Soldaten, eine traurige, gefügte Gattin wieder, bei der nichts auf ihren Fehltritt schließen ließe. Aber dieses Kind konnte sich für ihren Mann nur entscheiden, wenn sie während des Urlaubs seine Annäherung duldete. Meine Feigheit bat sie darum.

Von all unseren Szenen war das weder die seltsamste noch die peinlichste. Ich wunderte mich übrigens, auf so wenig Widerstand zu stoßen. Später wurde mir das klar. Martha wagte mir einen Sieg von Jacques anlässlich seines letztenurlaubes nicht einzugestehen, wollte mir scheinbar gehorchen, sich ihm in Wirklichkeit aber in Granville unter dem Vorwande körperlicher Beschwerden versagen. All das wurde noch durch das falsche Zusammentreffen von Daten kompliziert, über die bei der Geburt kein Zweifel würde herrschen können. „Ach was,“ sagte ich mir, „wir haben ja Zeit vor uns. Marthas Eltern werden den Skandal fürchten. Sie werden sie aufs Land schicken und die Nachricht hinauschieben.“

Der Tag von Marthas Abreise nahte. Mir konnte diese Abwesenheit nur zuträglich sein. Es wäre ein Versuch möglich, mich von Martha zu heilen. Gelang es mir nicht, war meine Liebe zu jung, um sich von selbst zu

lösen, so wußte ich, daß Martha mir treu geblieben wäre.

Sie reiste am zwölften Juli um sieben Uhr morgens ab. Ich blieb die vorhergehende Nacht in J... Auf dem Hinwege nahm ich mir vor, kein Auge zuzutun. Ich wollte mir einen solchen Vorrat an Zärtlichkeiten einheimsen, daß ich Martha mein ganzes Leben lang nicht mehr brauchte.

Eine Viertelstunde, nachdem ich mich hingelegt hatte, schlief ich ein.

Im allgemeinen störte Marthas Gegenwart meinen Schlaf. Zum ersten Male schlief ich an ihrer Seite so gut, als wenn ich allein gewesen wäre.

Als ich erwachte, war sie schon auf den Beinen. Sie hatte mich nicht zu wecken gewagt. Es war nur noch eine halbe Stunde bis zur Abfahrt des Zuges. Ich war wütend, durch den Schlaf um die letzten Stunden gekommen zu sein, die wir noch miteinander zu verbringen hatten. Auch sie weinte über ihre Abreise. Trotzdem hätte ich die letzten Minuten gern zu etwas anderem benutzt als dazu, unsere Tränen zu trinken.

Martha ließ mir ihren Schlüssel, bat mich zu kommen, an uns zu denken und ihr auf ihrem Tisch zu schreiben.

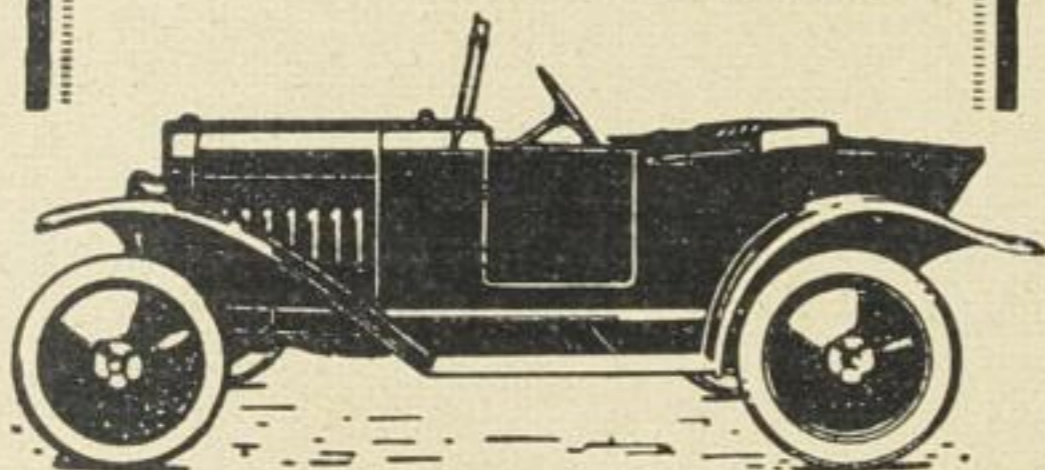
Ich hatte mir fest vorgenommen, sie nicht nach Paris zu begleiten. Aber ich konnte meine Sehnsucht nach ihren Lippen nicht überwinden, und da ich feige wünschte, sie weniger zu lieben, hielt ich diese Sehnsucht der Abreise zugute, diesem so falschem „letzten Male“, denn ich fühlte sehr gut, daß es ohne ihren Willen kein „letztes Mal“ geben würde.

Auf dem Montparnasse-Bahnhof, wo sie sich mit ihren Schwiegereltern treffensollte, küßte ich sie ohne jede Beherrschung. Ich suchte mich noch durch die Tatsache zu entschuldigen, daß, tauchte die Familie ihres Mannes auf, es wenigstens endlich eine Entscheidungsszene gäbe.

OPEL

4 PS

Der neue Zweisitzer



3900.— G.-M.

ab Werk Rüsselsheim am Main

*fünffach bereift
Ia Lederpolsterung
Bosch-Licht
Bosch-Anlasser
Segeltuchverdeck
vollständig zu schließen*

Man verlange ausführliche Beschreibungen!

ADAM OPEL

RÜSSELSHEIM

Fahrräder- und Motorwagenfabrik

Wieder in F..., wo ich gewohnt war, in der Erwartung zu leben, wieder zu Martha zu gehen, versuchte ich mich zu zerstreuen. Ich grub den Garten um, versuchte zu lesen, spielte mit meinen Schwestern Versteck, was ich seit fünf Jahren nicht gemacht hatte. Um keinen Verdacht zu erregen, mußte ich abends spazieren gehen. Bis zur Marne fiel mir der Weg gewöhnlich leicht. An diesem Abend schleppte ich mich vorwärts, die Steine taten mir weh und ließen mein Herz schneller schlagen. Im Boote ausgestreckt, wünschte ich mir zum ersten Male den Tod. Aber zum Tode ebenso unfähig wie zum Leben, rechnete ich auf einen mitleidigen Mörder. Ich bedauerte, daß man nicht aus Ekel und nicht aus Kummer sterben könne. Allmählich wurde mein Kopf leer — wie eine Badewanne sich geräuschvoll entleert. Noch ein Gurgeln, dann ist der Kopf leer. Ich schlief ein.

Die Kühle einer Morgendämmerung im Juli weckte mich. Erstarrt ging ich nach Haus. Es war offen. Im Vorzimmer empfing mein Vater mich mit großer Strenge. Meine Mutter war nicht ganz wohl gewesen: man hatte das Mädchen mich wecken geschickt; ich sollte zum Arzt gehen. Meine Abwesenheit war also bekannt.

Ich ließ die Szene über mich ergehen und bewunderte das instinktive Zartgefühl des guten Richters, der unter tausend Handlungen von tadelnswerter Beschaffenheit die einzige unschuldige herausucht, damit der Schuldige sich zu rechtfertigen vermag. Ich rechtfertigte mich übrigens nicht; es war zu schwer. Ich ließ meinem Vater den Glauben, daß ich aus J... käme, und als er mir untersagte, nach dem Abendessen auszugehen, dankte ich ihm innerlich noch dafür, abermals zu meinem Komplizen zu werden und mir eine Ausrede zu liefern, mich nicht mehr allein herumtreiben zu müssen.

Ich wartete auf den Briefträger: das war mein Leben, unfähig zur geringsten Anstrengung, zu vergessen.

Martha hatte mir einen Briefaufschneider geschenkt mit der Bitte, ihn nur zum Öffnen ihrer Briefe zu benutzen. Konnte

ich mich seiner bedienen? Ich hatte es zu eilig. Ich zerriß die Umschläge. Jedesmal nahm ich mir beschämt vor, den Brief eine Viertelstunde unversehrt zu lassen. Ich hoffte durch diese Methode, allmählich wieder Herrschaft über mich zu gewinnen und die verschlossenen Briefe in meiner Tasche zu behalten. Ich verschob diese Beherrschung immer wieder auf den nächsten Tag.

Eines Tages machte mich meine Schwäche so ungeduldig, daß ich in einem Anfall von Wut einen Brief zerriß, ohne ihn zu lesen. Sobald aber die Papierfetzen den Garten erreicht hatten, stürzte ich hinunter und sammelte sie auf allen Vieren wieder ein. Der Brief enthielt eine Photographie von Martha. Da ich sehr abergläubisch war und die geringfügigsten Dinge im tragischsten Sinn deutete, war es mir, als hätte ich ihr Gesicht zerrissen. Ich sah eine Warnung des Himmels darin. Meine Aufregung gab sich erst, nachdem ich vier Stunden damit verbracht hatte, den Brief und das Bild wieder zusammzusetzen. Noch niemals hatte ich eine solche Anstrengung aufgebracht. Die Angst, Martha könnte ein Unglück zustoßen, hielt mich während dieser närrischen Arbeit aufrecht, die mir Augen und Nerven verwirrte.

Ein Spezialarzt hatte Martha Seebäder verordnet. Obwohl ich mich innerlich der Bösartigkeit zieh, verbot ich es ihr, da ich nicht wollte, daß ein anderer außer mir ihren Körper sehe.

Da Martha übrigens auf alle Fälle einen Monat in Granville verbringen mußte, war ich über Jacques' Gegenwart ganz glücklich. Ich erinnerte mich an seine Photographie, die mir Martha am Tage der Möbel gezeigt hatte. Nichts machte mir mehr Angst als die jungen Leute am Strande. Schon im voraus hielt ich sie für schöner, stärker und eleganter als mich.

Ihr Mann würde Martha gegen sie schützen.

In gewissen Minuten einer zärtlichen Aufwallung — gleich einem Trunkenen, der alle Welt umarmt — träumte ich davon, an Jacques zu schreiben, ihm zu gestehen, daß ich Marthas Geliebter sei und mit



Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft, Grube Ilse N.-L.
Reichsmark-Eröffnungsbilanz am 1. Jan. 1924

Vermögen.		Reichsmark
1. Grundstücke, Gebäude u. Betriebsanlag.		80 383 018.—
2. Beteiligungen		4 208 643.—
3. Anspruch auf Rückforderung der am 1. 3. 1923 geschaffenen, vorläufig nur beschränkt gewinnberechtig. Stammaktien		11 997 064.43
4. Hypotheken und Darlehen		37 500.—
5. Ruhegehaltskasse für die Arbeiter der Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft und der Ilse, Wohlfahrts-Gesellschaft m. b. H.		2 050.55
6. Betriebsmittel		
1. Barbestände		128 116.07
2. Wechselbestände		24 370.63
3. Bestände in Wertpapieren		25 316.64
4. Schuldner		1 925 553.09
5. Inventurbestände		4 772 073.28
7. Tagebau-Vorratsabdecke		985 347.56
		<hr/> 104 489 053.25
Verbindlichkeiten.		Reichsmark
1. 4% Teilschuldverschreibungen v. J. 1896		49 050.—
2. 4½% Teilschuldverschreibung v. J. 1912		241 200.—
3. 4½% Teilschuldverschreibung v. J. 1919		323 629.—
4. 5% Teilschuldverschreibungen v. J. 1922		12 330.50
5. Genußscheine		33 400 000.—
6. Rückstellungen		196 959.89
7. Ruhegehaltskasse für die Arbeiter der Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft und der Ilse-Wohlfahrts-Gesellschaft m. b. H.		252 050.55
8. Ruhegehaltskasse für die Angestellten der Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft und der Ilse-Wohlfahrts-Gesellschaft m. b. H., Versch.-Verein a. G.		250 000.—
9. Gläubiger		5 806 321.33
10. Aufwertungsverpflichtungen und Rückstellungen		4 224 374.33
11. Reinvermögen		59 733 137.60
		<hr/> 104 489 053.25

Berlin, im Dezember 1924 Grube Ilse, im Dezember 1924

Der Aufsichtsrat **Der Vorstand**
A.G. Wittekind, Vorsitzender **Schumann Müller Bähr**

Ingenieurschule Zwickau i. Sa. Lehrgäng. f. Maschin.-, Elektr.- u. Fabr.-Ingenieure. — Lehrgänge f. Maschinen- u. Elektro-Techniker. — Laborantenkurse für technische Chemie u. Metallographie.



**GEGEN
HUSTEN**
*trinkt
man*
THYMOBRONCHIN

Alleiniger Hersteller: **Apotheker Martin Lorenz, Leipzig,**
Eutritzscherstraße 1
Zu haben in allen Apotheken; wo nicht zu erhalten, werden gern Bezugsquellen nachgewiesen

diesem Rechte sie ihm ans Herz legte. Manches Mal beneidete ich Martha, weil sie von Jacques und von mir angebetet wurde. Sollten wir nicht zusammen versuchen, sie glücklich zu machen? In diesen Krisen fühlte ich mich als gefälligen Liebhaber. Am liebsten hätte ich Jacques genau gekannt, um ihm alles zu erklären, warum wir nicht eifersüchtig aufeinander sein dürften. Dann aber steilte der Haß plötzlich diesen sanften Hang wieder.

In jedem Brief bat mich Martha, in ihre Wohnung zu gehen. Ihr Drängen erinnerte mich an eine sehr fromme Tante von mir, die mir ständig vorwarf, daß ich das Grab meiner Großmutter nicht besuchte. Ich besitze keinen Pilgerinstinkt. Diese langweiligen Pflichten lokalisieren Tod und Liebe.

Kann man denn an eine Tote oder an seine abwesende Geliebte nur auf einem Friedhof oder nur in einem gewissen Zimmer denken? Ich versuchte nicht, es Martha zu erklären und erzählte ihr, daß ich in ihre Wohnung ginge; genau wie ich meiner Tante gesagt habe, daß ich auf dem Friedhof gewesen sei. Trotzdem sollte ich eines Tages wirklich in Marthas Wohnung gehen; aber unter seltsamen Umständen.

Eines Tages traf ich auf der Bahn das schwedische junge Mädchen, dem verboten worden war, Martha wiederzusehen. Meine Vereinsamung ließ mich Geschmack an den Kindereien dieser kleinen Person finden. Ich schlug ihr vor, am nächsten Tage heimlich nach J... zu kommen. Ich verschwieg ihr Marthas Abwesenheit, damit sie nicht wütend werde, ja, ich fügte sogar hinzu, wie glücklich Martha wäre, sie wiederzusehen. Ich muß gestehen, ich wußte nicht genau, was ich vor hatte. Ich handelte wie Kinder, die miteinander Bekanntschaft machen und einander in Erstaunen zu setzen versuchen. Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, Überraschung oder Zorn auf Sveas Engels Gesicht zu sehen, sobald ich ihr Marthas Abwesenheit mitteilen müßte.

Ja, es war zweifellos diese kindliche Lust am Verblüffen, denn ich wußte ihr nichts

Überraschendes zu sagen, während ihr irgendwas Exotisches zugute kam und sie mich mit jedem Satz überraschte. Nichts Köstlicheres als die plötzliche Vertrautheit zwischen Menschen, die einander schlecht verstehen. Sie trug ein kleines blau emailliertes, goldenes Kreuz um den Hals auf einem ziemlich häßlichen Kleid, das ich nach meinem Geschmack umformte. Eine wirkliche lebende Puppe. Ich fühlte in mir die Begierde aufsteigen, das Beisammensein anderswo als im Eisenbahnwaggon zu wiederholen.

Was ihr Aussehen eines Klosterzöglings etwas störte, war das Benehmen einer Schülerin aus einer Handelsschule, wo sie eine Stunde am Tage ohne großen Nutzen französisch und Maschinenschreiben lernte. Sie zeigte mir ihre stenographischen Arbeiten. Jeder Buchstabe war ein vom Lehrer am Rande verbesserter Fehler. Aus einer scheußlichen Tasche, scheinbar einer eigenen Arbeit, zog sie ein mit einer Grafenkrone verziertes Zigarettenetui vor. Sie bot mir eine Zigarette an. Sie rauchte selber nicht, trug dieses Etui aber immer bei sich, weil ihre Freundinnen rauchten. Sie erzählte mir von schwedischen Sitten, die ich vorgab zu kennen: von der Johannismacht und der Heidelbeermarmelade. Dann zog sie aus ihrer Tasche eine am Tage vorher aus Schweden geschickte Photographie ihrer Zwillingsschwester: zu Pferde, ganz nackt mit einem Zylinderhut ihres Großvaters auf dem Kopf. Ich wurde scharlachrot. Ihre Schwester sah ihr so ähnlich, daß ich sie im Verdacht hatte, sich über mich lustig zu machen und mir ihr eigenes Bild zu zeigen. Ich biß mich auf die Lippen, um deren Begierde zu stillen, die schelmische Naive zu küssen. Ich muß ziemlich gemein ausgesehen haben, denn ich sah wie sie ängstlich wurde und mit den Augen die Notbremse suchte.

Am nächsten Tage kam sie um vier Uhr zu Martha. Ich sagte ihr, daß Martha in Paris sei, aber bald heimkäme. Ich fügte noch hinzu: „Sie hat mir verboten, Sie vor ihrer Rückkehr wegzulassen.“ Ich wollte ihr meinen Schachzug erst später enthüllen.

GERARD BRESSER

BERLIN W 9 / LENNÉSTR. 6a
Fernsprecher: Amt Lützow 5928
ELEGANTE DAMEN-MODEN

Spezialität:

Englische Kostüme
Reise- und Sportbekleidung
Pelze

Vornehme Herrenmoden
Große Auswahl in englischen Stoffen
Mäßige Preise

Erstklassige Zuschneider machen es mir
möglich prima Arbeit zu garantieren

**Bei Kopfschmerz
Migräne
Neuralgie
Zahnschmerz**

citrovanille
D. R. P.

In Apotheken

Frei von schädlichen Nebenwirkungen auf Herz- und Gefäßnerven
Bezugsquellenangabe: OTTO & Co., FRANKFURT a. M. 10

Morphium-

Entwöhnung, diskret,
individuell, ohne Zwang.

Dr. Dientz, Berlin W. 62
Haldtreuthstr. 15^{II} Fernspr. Nollend. 4008

Collonil
Schuh-Putz
für höchste Ansprüche

Esslen & C^o
Mühlenbeck
• b. Berlin •

Zum Glück war sie ein Leckermaul. Meine Naschhaftigkeit nahm seltsame Gestalt an. Ich hatte nicht im geringsten Hunger auf Torte oder Himbeereis, wünschte aber Torte und Eis zu sein, dem sie ihren Mund näherte. Ich verzög meinen Mund zu unfreiwilligen Grimassen.

Ich begehrte Svea nicht aus Lasterhaftigkeit, sondern aus Gourmandise. Mangels ihrer Lippen hätten mir ihre Wangen genügt.

Beim Sprechen betonte ich jede Silbe damit sie mich gut verstände. Von diesem amüsanten kleinen Essen erregt ärgerte ich mich, der ich sonst immer schweigsam war, nicht schnell sprechen zu können. Ich hatte ein Bedürfnis nach Geschwätz, nach kindlichen Vertraulichkeiten. Ich legte mein Ohr an ihren Mund. Ich trank ihre kleinen Worte.

Ich hatte sie genötigt, Likör zu trinken. Nachher hatte ich Mitleid mit ihr, wie mit einem Vögelchen, das man berauscht.

Ich hoffte, daß ihr Rausch meine Absichten fördern würde, denn mir lag nichts daran, ob sie mir ihre Lippen freiwillig oder nicht bot. Ich dachte an die Unschicklichkeit dieser Szene in Marthas Hause, aber, so wiederholte ich mir immer wieder, schließlich entziehe ich unserer Liebe doch nichts. Ich begehrte Svea wie eine Frucht, worauf eine Geliebte nicht eifersüchtig zu sein braucht.

Ich hielt ihre Hand in meinen Händen, die mir ungeschlacht zu sein schienen. Ich hätte sie ausziehen, in meinen Armen wiegen mögen. Sie legte sich auf den Diwan. Ich stand auf und beugte mich über die Stelle, wo ihr noch flaumiges Haar begann. Ich schloß aus ihrem Schweigen nicht, daß

meine Küsse ihr Vergnügen machten; aber unfähig, sich zu entrüsten, fand sie keine höfliche Form, mich in unserer Sprache abzuweisen. Ich biß leise in ihre Wangen, in der Erwartung, ein zuckriger Saft würde wie aus Pfirsichen daraus hervorquellen.

Endlich küßte ich sie auf den Mund. Als geduldiges Opfer schloß sie Mund und Augen und duldete meine Liebkosungen. Ihre einzige abwehrende Geste bestand darin, ihren Kopf sachte von rechts nach links und von links nach rechts zu bewegen. Ich irrte mich nicht, aber mein Mund fand die Illusion einer Antwort. Ich war in ihrer Nähe, wie ich nie zuvor in Marthas Nähe gewesen war. Dieser Widerstand, der keiner war, schmeichelte meiner Kühnheit und meiner Faulheit. Ich war naiv genug, zu glauben, daß es so weitergehen und ein leichter Zwang genügen würde.

Ich hatte noch keine Frau ausgezogen; eher war ich von ihnen ausgezogen worden. Daher stellte ich mich recht ungeschickt an, indem ich damit begann, ihr Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Ich küßte ihre Füße und ihre Beine. Aber als ich ihre Bluse öffnen wollte, wehrte sich Svea wie ein kleiner Teufel, der nicht schlafen gehen will und den man mit Gewalt auskleidet. Sie stieß mich mit den Füßen. Ich faßte ihre Füße im Fluge, hielt sie fest und küßte sie. Endlich wurde ich satt, wie die Naschhaftigkeit nach zuviel Sahne und Süßigkeiten pausiert. Ich mußte ihr jetzt meine Hinterlist verraten und ihr mitteilen, daß Martha verweist sei. Sie mußte mir versprechen, Martha bei einer Begegnung nichts von unserer Zusammenkunft zu sagen. Ich gestand ihr nicht, daß ich Marthas Liebhaber sei, aber ich ließ es durchblicken. Als ich sie aus



Starkemp
Weinbrand
ist führend!

C. W. Kemp Nachf. Aktien-Gesellschaft, Stettin

Höflichkeit fragte, ob wir uns eines Tages wiedersehen würden, antwortete sie mir aus Lust am Geheimnis: „Morgen“.

Ich ging nicht mehr in Marthas Wohnung. Und vielleicht hat Svea nicht an der verschlossenen Tür geläutet. Ich fühlte, wie tadelnswert mein Benehmen nach der landläufigen Moral war. Denn zweifellos hatten mir nur die Umstände Svea so kostbar erscheinen lassen. Hätte ich sie anderswo als in Marthas Zimmer begehrt?

Aber ich hatte keine Gewissensbisse. Und nicht in Gedanken an Martha ließ ich die kleine Schwedin im Stich, sondern weil ich allen Zucker aus ihr gezogen hatte.

Einige Tage später erhielt ich einen Brief von Martha. Er enthielt einen Brief ihres Wirtes, der ihr mitteilte, sein Haus sei kein Absteigequartier, und sie darauf aufmerksam machte, welchen Gebrauch ich von dem Schlüssel zu ihrer Wohnung machte, in die ich eine Frau mitgebracht hätte. Ich habe einen Beweis für deinen Verrat, fügte Martha hinzu. Sie würde mich niemals wiedersehen. Sie würde zweifellos darunter leiden, aber sie zöge es vor zu leiden, als hintergangen zu werden.

Ich kannte diese harmlosen Drohungen und wußte, daß es nur einer Lüge oder nötigenfalls der Wahrheit bedurfte, um sie unschädlich zu machen. Aber es ärgerte mich, daß Martha in einem Abschiedsbriefe nicht von Selbstmord sprach. Ich warf ihr Kälte vor. Ich fand ihren Brief einer Erklärung unwürdig. Denn ich hätte in einer ähnlichen Situation, ohne an Selbstmord zu denken, aus Schicklichkeit es für richtig gehalten, Martha damit zu drohen. Unauslöschliche Spur des Alters und der Schule: gewisse Lügen hielt ich durch den Kodex der Leidenschaft für geboten.

Eine neue Notwendigkeit ergab sich für meine Lehrlingszeit in der Liebe: ich mußte mich Martha gegenüber reinwaschen und sie beschuldigen, weniger Vertrauen in mich als in ihren Wirt zu haben. Ich erklärte ihr, wie geschickt dieses Manöver von der Marinsippe sei. Svea sei in der Tat eines Tages gekommen, an dem ich bei ihr schrieb, und hätte ich geöffnet, so wäre es geschehen, weil ich das junge Mädchen aus dem Fenster erkannt hätte; und da ich gewußt hätte, daß man sie von Martha fernhielt, hätte ich sie nicht in dem Glauben lassen wollen, daß Martha ihr wegen dieser peinlichen Trennung böse sei, denn zweifellos sei sie heimlich und unter zahllosen Schwierigkeiten gekommen.

So konnte ich Martha mitteilen, daß Sveas Herz ihr unverändert gehöre. Und ich schloß mit der Versicherung, wie wohl es mir getan habe, von Martha in ihrem Heim mit der vertrautesten Gefährtin haben sprechen zu können.

Dieser blinde Lärm ließ mich der Liebe fluchen, die uns über ihre Handlungen Rechenschaft abzulegen zwingt, während ich es vorgezogen hätte, niemals Rechenschaft darüber abzulegen, weder mir noch anderen.

Trotzdem muß die Liebe, sagte ich mir, große Vorteile bieten, denn alle Männer legen ihre Freiheit in ihre Hände. Ich wünschte mir, recht schnell stark genug zu sein, um der Liebe zu entraten und so keiner meiner Begierden opfern zu müssen. Ich wußte nicht, daß Knechtschaft hin, Knechtschaft her es immer noch besser ist, seinem Herzen untertan als der Sklave seiner Sinne zu sein.

Wie die Biene Beute macht und den Bienenstock bereichert, so bereichert ein Verliebter seine Liebe mit allen Begierden, die

Die
Kenner-
Marken.

Hirsch-Liköre

Fabriken
Schweinfurt a. M.
und Düsseldorf

ihn auf der Straße erfassen. Und das kommt seiner Geliebten zugute. Ich hatte diese Lehre, die ungetreuen Naturen Treue verleiht, noch nicht entdeckt. Begehrt ein Mann ein Mädchen und überträgt er diese Wärme auf die Frau, die er liebt, so wird seine Begierde, die um so lebhafter ist, als sie unbefriedigt bleibt, dieser Frau den Glauben beibringen, sie sei niemals inniger geliebt worden. Man betrügt sie, aber die Moral ist gerettet. Bei solchen Berechnungen beginnt die Ausschweifung. Man verurteile gewisse Männer, die fähig sind, ihre Geliebte auf dem Höhepunkt der Liebe zu betrügen, nicht zu schnell; man werfe ihnen nicht vor, daß sie leichtfertig seien. Ihnen widerstrebt diese Spitzfindigkeit, und sie denken nicht daran, ihr Glück mit ihrem Vergnügen zu verwechseln.

Martha erwartete meine Rechtfertigung. Sie bat mich, ich möchte ihre Vorwürfe verzeihen. Ich tat es, nicht ohne Umständlichkeit. Sie schrieb an den Wirt und bat ihn ironisch, er möchte doch erlauben, daß ich in ihrer Abwesenheit ihren Freundinnen öffnen dürfe.

Als Martha in den letzten Augusttagen zurückkehrte, wohnte sie nicht in J..., sondern im Hause ihrer Eltern, die ihren Sommeraufenthalt länger ausdehnten. Diese neue Umgebung, in der Martha immer geliebt hatte, wirkte bei mir als Aphrodisiakum. Die sinnliche Ermüdung und der geheime Wunsch nach einsamem Schlaf ver-

schwanden. Ich verbrachte keine Nacht bei meinen Eltern. Ich flammte, ich beeilte mich wie Leute, die jung sterben müssen und doppelte Bissen nehmen. Ich wollte Martha ausnutzen, bevor ihre Mutterschaft sie häßlich machte.

Dieses Mädchenzimmer, aus dem sie Jacques Gegenwart verbannt hatte, war unser Zimmer. Über ihrem schmalen Bett begegneten meine Augen mit Vorliebe Martha als Konfirmandin. Ich zwang sie, ein anderes Bild von ihr, als Baby, fest anzusehen, damit unser Kind ihr ähnlich werde. Entzückt streifte ich durch dieses Haus, daß ihre Geburt und ihre Entfaltung gesehen hatte. In einer Rumpelkammer berührte ich ihre Wiege, von der ich wünschte, daß sie nochmals benützt werde, und sie mußte mir ihre Leibchen und kleinen Höschen zeigen, Reliquien der Familie Grangier.

Ich sehnte mich nicht nach der Wohnung in J..., wo die Möbel nicht den Reiz des häßlichen Familienmobils hatten, Sie konnten mir nichts mitteilen, hier aber sprachen von Martha alle Möbel, an denen sie sich als kleines Kind den Kopf angestoßen haben mochte. Und dann waren wir allein, ohne Stadtrat, ohne Wirt. Wir nahmen nicht mehr Rücksichten als Wilde und spazierten fast nackt im Garten, einer wahren verlassenen Insel, herum. Wir legten uns auf den Rasen, speisten unter einer Laube aus Osterglocken, Geißblatt und wildem Wein. Mund an Mund stritten wir uns

Rheumatismus ★ Gicht ★ Hexenschuss

*Wach auf!
Die „Gute Fee“
ist da!*



„Gute Fee“

**Giftfrei
Absolut unschädlich
Wirkt sofort
Greift das Herz nicht an.**

PREIS 3 MK D. FLASCHE

*Erhältlich in Apotheken oder direkt bei »Fee-Vertrieb«
Abtlg. 145 Versandstelle der Wieland-Apotheke
Berlin W.15, Hohenzolledamm 2 ★ Oliva 3343.*

GUTACHTEN
Abschrift beglaubigt den 13. Januar 1925
gez. Fritz Kantorowicz, Notar.

der Allgemeinen Ortskrankenkasse in R 3. Januar 1925.

Die uns gütigst übersandten 6 Flaschen „GUTE FEE“ haben wir bei einem Mitgliede in schwerem Stadium von Ischias angewandt. Alle angewandten Mittel, auch Bäder, hatten bisher versagt. Der Patient befindet sich recht wohl nach dem Gebrauch der 6 Fläschchen Sie wollen uns umgehend noch 10 solche Fläschchen senden.
L. A. gez. Sch Geschäftsführer.

Neuralgie ★ Ischias ★ Grippe ★ Migräne

um die Pflaumen, die ich ganz zerschlagen und warm von der Sonne aufhob. Mein Vater hatte niemals von mir erreichen können, daß ich mich um meinen Garten kümmerte wie meine Brüder, hier aber pflegte ich Marthas Garten. Ich harkte und jätete Unkraut. Am Abend eines heißen Tages fühlte ich den gleichen, berausenden Mannesstolz, den Durst der Erde und der bittenden Blumen zu stillen, wie der Begierde einer Frau zu genügen. Ich hatte Güte immer etwas töricht gefunden: jetzt erkannte ich ihre ganze Kraft. Wenn die Blumen dank meiner Pflege blühten und die Hühner im Schatten lagen, nachdem ich sie gefüttert hatte: Güte? — Egoismus! Welche Blumen und magere Hühner hätten unsere Liebesinsel mit Trauer erfüllt. Wasser und Körner kamen von mir, galten aber auch mehr mir selbst als den Blumen und den Hühnern.

Bei dieser Wiedererneuerung des Herzens vergaß und verachtete ich meine neuesten Entdeckungen. Ich hielt die durch die Berührung mit diesem Familienhaus entstandene Ausschweifung für das Ende der Ausschweifung. Daher waren diese letzte Augustwoche und der September meine ein-

zige Zeit wahren Glücks. Ich log nicht, tat mir selbst und tat Martha nicht weh. Ich sah keine Hindernisse mehr. Mit sechzehn Jahren erstrebte ich ein Leben, das man sich im reifen Alter wünscht. Wir würden auf dem Lande leben; und dort ewig jung bleiben.

An ihrer Seite auf dem Rasen ausgestreckt, streichelte ich ihr Gesicht mit einem Grashalm und erklärte ihr langsam und gemächlich, wie unser Leben sich abspielen würde. Martha suchte seit ihrer Rückkehr eine Wohnung für uns in Paris. Als ich ihr erklärte, daß ich auf dem Lande zu leben wünschte, wurden ihre Augen feucht, und sie sagte: „Ich hätte es dir niemals anzubieten gewagt. Ich glaubte, du würdest dich allein mit mir langweilen, ich glaubte, daß du die Stadt brauchst.“ „Wie schlecht du mich kennst,“ antwortete ich. Ich hätte in der Nähe von Mandres wohnen mögen, wohin wir eines Tages spazieren gegangen waren und wo man Rosen züchtet. Seitdem hatte ich im letzten Zuge, wenn ich zufällig mit Martha in Paris zu Abend gegessen hatte, immer den Duft der Rosen eingeatmet. Auf dem Bahnhof werden gewaltige Körbe verladen,

Korpulenz ist unschön!

Der Erfolg hat es gezeigt, daß
Charm-Tee und Charm-Tabletten,
 nur aus reinen Pflanzenstoffen hergestellt, jede Art von übermäßiger Körperfülle sicher und wirksam beseitigen.
 Garantiert unschädlich / Prospekt und Versand nur durch
Engel-Apotheke Frankfurt a. M. 88 • Engel-Apotheke Leipzig

Betulla-Sucusu

Verjüngungs-Tee

Betulla-Sucusu

Bequem u. angenehm. Garantiert unschädlich, aus Pflanzenstoffen hergestellt. **Erfolg überraschend.**
 Preis M. 4.50 franko durch **H. Parlow**, Berlin SO, Alte Jakobstraße 48 a. Postscheck Nr. 82589.

DEUTSCHER WEINBRAND

STÜCK
 LIKÖRE

Goldstück

STÜCK
 LIKÖRE

die ihren Duft ausströmen. Während meiner ganzen Kindheit hatte ich von diesem geheimnisvollen Rosenzug gehört, der zu einer Stunde durchfährt, da die Kinder schon schlafen.

Martha sagte: „Die Rosen haben nur einen Sommer. Befürchtest du nicht, Mandres nachher häßlich zu finden? Wäre es nicht vernünftiger, einen Ort zu wählen, der weniger schön, aber dessen Reiz gleichmäßiger ist?“ Ja, daran erkannte ich mich. Der Wunsch, zwei Monate lang die Rosen zu genießen, hatte mich die zehn anderen Monate vergessen lassen, und die Wahl von Mandres war für mich abermals ein Beweis für die eintägige Natur unserer Liebe.

Häufig aß ich unter dem Vorwande von Spaziergängen oder Einladungen nicht in F... zu Abend und blieb bei Martha.

Eines Nachmittags traf ich einen jungen Mann in Fliegeruniform bei ihr, ihren Vetter. Martha, die ich nicht duzte, stand auf und küßte mich auf den Hals. Ihr Vetter lächelte über meine Verlegenheit. „Vor Paul brauchst du dich nicht zu fürchten, mein Liebling,“ sagte sie, „ich habe ihm alles erzählt.“ Ich war peinlich

berührt, aber entzückt, daß Martha ihrem Vetter ihre Liebe zu mir gestanden hatte. Dieser reizende und oberflächliche Bursche, der nur daran dachte, daß seine Uniform nicht vorschriftsmäßig sei, schien von dieser Liebe begeistert zu sein. Er sah darin einen Streich gegen Jacques, den er verachtete, weil er weder Flieger noch ein eifriger Besucher von Bars war.

Paul erweckte alle Zeiten der Kindheit, deren Schauplatz dieser Garten gewesen war. Ich sehnte mich nach dieser Unterhaltung, die Martha von einer unerwarteten Seite zeigte. Gleichzeitig empfand ich ein Gefühl der Trauer. Denn ich stand der Kindheit noch zu nahe, um die den Eltern unbekanntem Spiele zu vergessen, mögen die Erwachsenen nun kein Gedächtnis für diese Spiele haben oder mögen sie sie als ein unvermeidliches Übel ansehen. Ich war eifersüchtig auf Marthas Vergangenheit.

Als wir Paul lachend vom Haß des Wirtes und vom Empfang bei Marins erzählten, geriet er in Begeisterung und bot uns seine Junggesellenwohnung in Paris an.

(Fortsetzung folgt.)

Nur!
HÄDENSEA
gegen
Hämorrhoiden

ist die
Rettung

Befraget
den Arzt

In allen
Weltteilen
In allen
Apotheken
M. 2,50

Hädensa-Gesellschaft m.b.H.
Berlin-Lichterfelde.



● **Nebeneinkommen** ●
durch schriftliche
Heim-arbeiten
Prosp. durch
Vitalis-Verlag, München 349

Korpulenz macht alt!

Fettleibigkeit wird durch die „Hegro“-Reduktionspillen beseitigt. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. **Kein starker Leib, keine starken Hüften, sondern jugendlich schlanke, elegante Figur.** Kein Heilmittel, kein Geheimmittel. Garantiert unschädlich. Aerztlich empfohlen. Keine Diät. Viele Dankschreiben.

Preis Mk. 4.—. Porto 30 Pf.

Herm. Groesser & Co., Berlin W30/37

Inserat-Annahme: Berlin SW 68, Markgrafenstraße 77 und alle Annoncen-Expeditionen.
Anzeigenpreis: 60 Pfg. für die 2 gespaltene, 63 mm breite Millimeter-Zeile.
Für den literarischen Teil verantwortlich: Der Herausgeber Dr. Franz Blei, Berlin-Charlottenburg, Küstriner Straße 23, für „Spaziergänge in der Burgstraße“ und „Alius' Briefkasten“ Alius, Berlin SW 68, Markgrafenstraße 77. Redaktion: Dr. L. Kreitner. — Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Haake, Steglitz. — Verlag: Roland G. m. b. H., Berlin SW 68. Telefon: Dönhoff 4065—4070. Postscheckkonto: Berlin Nr. 119250. Abonnement für Februar M. 2,40, für das Vierteljahr M. 7,50. Druck: Dr. Eysler & Co. A.-G., Berlin SW 68. Österreichische Vertriebsstelle: Zeitungs-bureau Hermann Goldschmidt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. Verantwortlich für Österreich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Carneval!!

Zur Erheiterung aller freudebedürftigen Zeitgenossen erscheinen in diesem Jahre wieder:

Faschings - Künstler - Album

Groß-Folioformat. Mit buntem Titelbild von Lutz Ehrenberger. Dieses Prachtalbum, auf feinstem Chromo-Kunstdruckpapier, wird auch in diesem Jahre wieder eine Reihe besonders effektvoller farbiger Kunstblätter mit den schönsten Tanz- und Karnevalsbildern sowie reizvollen Szenen aus dem mondänen Leben nach Originalzeichnungen erster Künstler bieten und damit bei allen Freunden heiterer Kunst Begeisterung hervorrufen.

Preis 1.50 Mark

Faschings-Nummer der „Berliner Blauesten Nachrichten“

die mit ihrem übermütigen Faschingsulk, ihren köstlichen Karnevalsscherzen überall frohe Stimmung hervorrufen, schallende Heiterkeit erwecken wird.

Preis 20 Pfennig

Auto - Liebchen

Künstler-Album der „Lustigen Blätter“

das auf feinstem Kunstdruckpapier gedruckt, eine Reihe farbenprächtiger Kunstblätter bietet, in denen nach reizvollen Originalen von Engelhardt Gestwicki / Heiligenstaedt / Léonnec / Simmel / Trier / Wellner / Wennerberg graziöse und amüsante Szenen aus dem mondänen Leben geboten werden.

Preis 1.00 Mark

„Noch und Noch“

Ein fabelhaft ausgestattetes Album, das in über 100 teilweise in feinstem farbigen Kunstdruck ausgeführten Bildern wundervolle Aufnahmen aus der gleichnamigen Revue im Berliner Admiralspalast zeigt, die durch ihre glänzende Ausstattung, durch ein imposantes Aufgebot von Frauenschönheit, durch märchenhafte Modeschöpfungen, unerhörte Farbenpracht der Szenerie und Glanzleistungen auf dem Gebiet der Tanz- und Varietékunst das

Tagesgespräch aller Lebenslustigen ist.

Preis 1.00 Mark

Zu haben in allen Sortiments- und Bahnhofs-Buchhandlungen, bei Zeitungshändlern, Kiosken usw. / Gegen Einsendung von 4.— Mark Franko-Zusendung durch:

DR. EYSLER & CO A.-G., BERLIN SW 68



Massary

ROAL

5-8

Eine Zigarette von Rang

Massary

Desff

6-8

Edel wie der Name.